D. Christoph Ernst Luthardt

Johannes Kunze


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Verlag von Dörffling u. Franke in Leipzig.

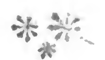
D. Christoph Ernst Luthardt.

Ein Lebens- und Charakterbild

von

Professor Dr. Johannes Kunze.

Mit einem Bildnisse Luthardt's und einem [illegible]



Leipzig
Dörffling & Franke
1903.



D. Christoph Ernst Luthardt.

Ein Lebens- und Charakterbild

von

Professor Dr. Johannes Kunze.

Mit einem Bildnisse Luthardt's und einem Anhange.



Leipzig
Dörffling & Franke
1903.



Vorwort.

Im Folgenden erscheinen wenig verändert die dreizehn Artikel der Allgemeinen Evangelisch=Lutherischen Kirchenzeitung, in denen ich versucht habe, ein Bild von dem Leben, Wirken und der Persönlichkeit Luthardt's zu geben. Der Aufforderung, sie in Buchform zusammenzufassen, glaubte ich mich nicht entziehen zu sollen. Denn es ist mir nicht nur persönlich ein willkommener Anlaß, dem verehrten und geliebten väterlichen Freunde und Lehrer ein bescheidenes Denkmal zu setzen, sondern ich bin auch davon überzeugt, daß das Bild Luthardt's es werth ist, festgehalten zu werden, und geeignet, auch weitere Kreise zu interessiren. Für das Bildniß sind die Leser mit mir der Verlagshandlung und Herrn Pastor Luthardt zu Danke verpflichtet.

Johannes Kunze.

Inhalt.

		Seite
1.	Luthardt's erste Jugend 1823—34	1—4
2.	Seine Gymnasialzeit 1834—41	5—11
3.	Seine Studentenzeit 1841—45	11—20
4.	Die Münchener Zeit 1846—51	20—29
5.	Die Erlanger Zeit 1851—54	29—32
6.	Die Marburger Zeit 1854—56	33—38
	Die Leipziger Zeit 1856—1902	38—105
7.	Die Zeit des abschließenden Werdens bis 1863	38—52
8.	Die apologetischen Vorträge und sein Weltruf 1864—67	52—56
9.	Seine kirchenpolitische Thätigkeit und übriges Wirken bis zum Höhepunkte 1880/81	56—73
10.	Das Wirken und Arbeiten bis zum Schlusse seiner Lehrthätigkeit 1881—95	73—83
11.	Die Jahre des Ruhestandes 1895—1902	84—85
12.	Gesammtcharakteristik	85—105

Anhang.

1.	Luthardt's letzte Tage und Begräbniß von Pfr. W. Laible	106—109
2.	Ansprachen am Sarge Luthardt's in der Paulinerkirche zu Leipzig:	
	von Pastor D. Hölscher	110—115
	von Professor D. Kirn	115—119
	von Professor D. Zahn	119—120
	von Professor Dr. Kunze	120—122
	von Bischof D. von Schéele	122—123

Das Wirken eines bedeutenden Mannes richtig abzuwägen und einzuschätzen vermag immer erst eine spätere Zeit; erst sie wird das typische Bild herstellen, unter dem er fortlebt auf den Blättern der Geschichte; stets aber wird auch Verehrung und Liebe die erste Skizze dazu entwerfen. In solchem Sinne ist es gemeint, wenn im Folgenden versucht wird, ein Lebens- und Charakterbild D. Luthardt's zu geben. Als Hauptquellen dafür standen zu Gebote außer der eigenen persönlichen Anschauung und Erinnerung die Schriften D. Luthardt's, einschließlich der von ihm redigirten Zeitung, vor allem seine „Erinnerungen aus vergangenen Tagen" (2. Auflage 1891), dazu seine Briefe „Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen" (1892) und eine eigenhändige Darstellung seines Lebens- und Entwickelungsganges aus dem Jahre 1858, die mir sein Sohn, Herr Pfr. Luthardt, freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Ist auch ein großer Theil daraus, oft wörtlich, in die „Erinnerungen" aufgenommen worden, so fällt doch auf manches, insbesondere auf seine innere Entwickelung, von dorther noch ein helleres Licht.

Luthardt machte auf jeden, der ihn sah, schon durch seine kräftige, gesunde, mannhafte Erscheinung Eindruck. Er hat es auch stets als ein Glück gepriesen, daß er einem tüchtigen Naturboden entstammte. Geboren war er in Maroldsweisach in Unterfranken als ältester Sohn eines bayerischen Zollbeamten. Die ersten acht Jahre verlebte er in verschiedenen Orten Unter- und dann Oberfrankens, in und bei Hof, zumeist auf dem Lande. Als seine eigentliche Heimat aber betrachtete er Schweinfurt, die freundliche alte Reichsstadt am Main, denn dort war seine Familie

zu Hause und hatte sie auch später ihren Mittelpunkt. Hier zog vor allem das Haus der Großeltern mütterlicherseits den Knaben an; es gewährte, zumal in den Ferien, ihm wie den anderen zahlreichen Enkeln eine zweite Heimat und übte nicht geringe Einflüsse auf Gemüth und Charakter aus. Der Großvater Krackhardt war Kupferschmied, ein nicht nur in seinem Fache tüchtiger, sondern auch sonst vielerfahrener, in der Stadt angesehener Mann, heiteren Gemüths, liebevoll und fürsorglich für die Jugend. Ihm zur Seite stand die charaktervolle, in ihrer Art nicht minder bedeutende Großmutter, die ihren Gatten noch viele Jahre überlebte (sie starb 1854) und die Seele der Familie, das Band des Hauses war, so lange sie lebte. Im großväterlichen Hause herrschte bei allem kräftigen Frohsinn auch eine ernst religiöse Sitte, Ordnung und Zucht, die zusammen mit dem gediegenen Familiengeiste ein wackeres, ehrenwerthes Geschlecht heranwachsen ließ. „Es hat ein besonderer Gottessegen auf der ganzen weitverzweigten Familie geruht. Nirgends ein mißrathenes Kind, nirgends sonderliche Noth oder Unglück, alle fröhlich, heiter, gottvertrauend, in Liebe untereinander verbunden".

Großmutter Krackhardt hatte sechzehn Kinder geboren, von denen neun starben. Das älteste der Ueberlebenden war Luthardt's Mutter, in vielem ihrer Mutter ähnlich, verständig, praktisch, von einem nie ermüdenden Fleiße, doch mit einer großen, wenngleich sich zurückhaltenden Weichheit des Gemüths und der Empfindung. Dafür scheint ihr das Behagliche, was sich bei der Großmutter mit der Arbeitsrührigkeit verband, gefehlt zu haben. Lagen doch auch die häuslichen Sorgen lange Zeit schwer auf ihr und ihrem Gatten. Dieser war ein schlichter Beamter, der, oft versetzt, erst allmählich in höhere Stellen aufrückte. Er hatte die Lücken seiner bescheidenen Schulbildung durch eigenes Streben nach Kräften ausgefüllt und hielt um so mehr darauf, daß die Söhne etwas Ordentliches wurden und keine Gelegenheit versäumten, auch im Praktischen etwas zu lernen. Vor allem suchte er ihren Willen anzuspornen, indem er ihnen fort und fort den Grundsatz einprägte, daß man, was andere können, auch leisten könne, wenn

man nur wolle. Und wie er in seiner ganzen Art etwas Straffes hatte, so war er auch bei seinen Kindern ein Feind aller Nachlässigkeit, Unordnung und Unpünktlichkeit. Die Frömmigkeit des Hauses trug etwas rationalistisches Gepräge; aber wie so oft war damit ein auch im Aeußeren sich bezeigender Respekt vor dem Heiligen und eine treue Beobachtung christlich-kirchlicher Sitte verbunden. Luthardt selbst schildert uns anschaulich, wie sein Vater den Sonntag für seine heilige Bestimmung freizuhalten suchte, ihn auf alle Weise auszeichnete und besonders auch auf pünktliches Erscheinen zum Gottesdienste als eine Pflicht der Ehrerbietung gegen Gott hielt. Doch hatte der Vater bei alledem nichts Peinliches oder Steifes an sich, sondern er besaß zugleich eine gesunde und behagliche Natur, deren sinnliches Element gegen das geistige nicht etwa einseitig zurücktrat.

In seinen schriftlichen Aufzeichnungen beschließt Luthardt die Schilderung seines großelterlichen und seines elterlichen Hauses mit folgenden, für ihn bezeichnenden Worten: „Das ist der Boden, auf dem ich erwachsen. Es ist ein altväterischer, nicht moderner, aber mit altväterischer Kernhaftigkeit und Naturgesundheit. Nerven kannte man in diesen Kreisen nicht und das Wort „angegriffen" existirte nicht in seiner Sprache. Wer sich so bezeichnet hätte, den hätte man ausgelacht. Nur Müdigkeit kannte man. Mir scheint das nicht so ganz geringfügig zu sein. Denn Stärke der Nerven ist vielleicht unumgängliche Voraussetzung bedeutender menschlicher Leistungen. Ich glaube nicht, daß es je einen großen oder auch nur bedeutenden Mann gegeben hat, von dem dies nicht gälte". Daß ihm dabei jede Ueberhebung fern lag, beweisen die unmittelbar folgenden Worte: „Man sieht, hier ist gutes Material. Daraus hätte wohl etwas Tüchtigeres werden können, als geworden ist".

Von Haus aus war Luthardt ein schwächliches Kind, das man zu mehreren Malen aufgeben mußte. Er schreibt es dem Aufenthalte auf dem Lande, insbesondere der kräftigen, scharfen Luft des Vogtlandes zu, daß er Gesundheit und Körperstärke erlangte; doch blieb eine gewisse Empfindlichkeit zurück. Aber auch

in geistiger Beziehung schätzte er es nicht gering, daß er die erste Jugend auf dem Lande verlebte. „Es bewahrt vor Abstraktheit und erhält konkreter, erhält das Vorstellungsvermögen frisch, lebendig und bereichert es". Auf dem Lande hat er auch noch den ersten Unterricht genossen, wo er mit seinem jüngeren Bruder bei jedem Wetter nach dem ziemlich entfernten Pfarrdorf wandern mußte; doch fiel die eigentliche Schulzeit mit der Uebersiedelung der Familie in die Stadt, zunächst nach Fürth, zusammen. Während drei bis vier Jahren hat er hier nacheinander drei verschiedene Schulen besucht, erst die allgemeine Volksschule, an deren Verhältnisse und Lehrer er sich gern und dankbar erinnert, dann die sogen. Bürgerschule, an der Latein und Realien gelehrt wurden — von ihrem Besuch meint er keinen oder nur geringen Gewinn davongetragen zu haben —, und endlich ein neu errichtetes Privatinstitut, das ein phantastischer und liebenswürdiger, aber einigermaßen ungeregelter Theologe leitete. Es fehlte dieser Schule bei aller Frische und Phantasie an dem rechten sittlichen Ernst und Halt. „Wir liebten den liebenswürdigen Mann, aber er besserte uns nicht".

Unter diesen Umständen war es gut, daß die Versetzung des Vaters nach Nürnberg und die Aufnahme des Knaben in das Nürnberger Gymnasium (Ostern 1834) eine gründliche Aenderung anbahnte. Zunächst allerdings nur anbahnte. Denn das Ungenügende, die Zerfahrenheit und der Wechsel des Unterrichts bis dahin machten sich in ihren Folgen noch eine Zeit lang geltend. Er blieb auch in den nächsten Jahren ein mittelmäßiger Schüler. „Nur vielleicht eine gewisse Jugendlichkeit war mir eigen und eine äußere Frische. Auf dem Turnplatze gings viel besser als in der Schule".

Religiöser Einflüsse weiß er sich von den früheren Schulen her nicht zu erinnern. Andererseits aber ist er nie versucht gewesen, die Schranken, welche die christliche Zucht des Hauses aufgerichtet hatte, zu durchbrechen oder auch nur zu mißachten. Sonntäglich ging der Knabe in die Kirche und gern; leichtfertige Aeußerungen hierüber erschienen ihm sündhaft. Auch hörte er mit Freude der

Mutter zu, wenn sie Geschichten aus dem Alten Testament erzählte, und daß ihm die von Simson sonderlich gefielen, ist eine Thatsache, die auch sonst an kräftigen Knaben zu beobachten ist. Soweit er sich zurückerinnern konnte, war es — bis auf eine vorübergehende Anwandlung, das großväterliche Handwerk eines Kupferschmiedes zu ergreifen — sein Entschluß, einmal Pfarrer zu werden. Im Folgenden lasse ich am liebsten Luthardt selbst zu Worte kommen, damit es nicht scheine, als wollten wir an den Knaben die Ansprüche stellen und über ihn die Urtheile fällen, die er selbst nachher als Mann beim Rückblick auf seine Knabenzeit gestellt und gefällt hat. Gerade aus der schonungslosen und nichts beschönigenden Darstellung des Mannes ersteht dem Leser ein Bild von dem Knaben, das ihm nicht nur herzliche Zuneigung, sondern auch schon einen gewissen Respekt abnöthigt. Er schreibt: „Mein Christenthum hatte etwas rationalistisches Gepräge, soweit davon bei einem Knaben die Rede sein kann. Da bestand es eben in der Zuneigung oder Abneigung gegen Persönlichkeiten. So entsinne ich mich noch, eingenommen gewesen zu sein gegen einen, dem kirchlichen Glauben strenger zugethanen jüngeren Geistlichen in Fürth. Und als ich in Nürnberg eine Zeit lang Religionsunterricht von Löhe hatte, blieb derselbe ohne sonderliche Wirkung auf mich, während außerdem damals Löhe's Predigten in Nürnberg eine Aufsehen machende Wirkung übten. Aber ich glaube, es war bei den anderen Jungen ebenso. Wir spotteten seiner Versuche, unser Herr zu werden. Bald kam die Zeit des Konfirmandenunterrichts. Ich hatte ihn bei einem der „freisinnigeren" Geistlichen. Es war nicht schwer, sich einigermaßen hervorzuthun vor den anderen Konfirmanden, welche meist nur den deutschen Schulen (= Volksschulen) und zum Theil auch geringeren Ständen angehörten. Gelernt habe ich da wenig und innerlich gefördert wurde ich wohl gar nicht. Es ist mir noch ein Schmerz, wenn ich an die Herzensstimmung denke, mit welcher ich zur Konfirmation und zum Sakrament ging. Es ging natürlich nicht ohne einige, wiewohl geringe Rührung ab. Aber von eigentlicher Bedeutung für mein inneres Leben war diese Handlung nicht.

Ich ging wohl in einer gewissen Regelrichtigkeit einher; mein Leben war frei von besonderen Sünden, auch von besonderen Versuchungen; alles Gemeine, Unwürdige und Unordentliche haßte ich. Ich galt, glaube ich, für einen ordentlichen Schüler, der so ziemlich seine Schuldigkeit that. Aber wie das geistige Leben in mir ohne besonderen Schwung war, so noch mehr das geistliche. Und hinter der äußeren Korrektheit steckte der alte Adam mit seinen Sünden und Lastern. Was mir vornehmlich erinnerlich ist, ist ein gewisses Streben nach Schein und ein Rücksichtnehmen auf das Urtheil der Menschen. Es fehlte an der vollen Wahrheit und Einfalt, die von Lob und Tadel der Menschen unbeirrt vor sich hin ihres Weges geht, nur Gott stets vor Augen und im Herzen. Eine Strafe berührte mich in sehr empfindlicher Weise; da hielt ich mich denn so, daß man selten Grund hatte, unzufrieden mit mir zu sein. Aber es war mir eben dabei um die Menschen zu thun, weniger um Gott. Ich bedurfte es sehr, innerlich ernsthaft angefaßt zu werden".

Die ihm so nothwendig erscheinende innere Erneuerung und Belebung erfuhr Luthardt im weiteren Verlaufe seiner Gymnasialzeit. Vorbereitend hierfür wirkte der ganze Geist des Gymnasiums, wie er von dem Rektor Ludwig Roth bestimmt war. Dieser, ein Württemberger, hatte das Gymnasium aus übeln Zuständen in die Höhe gebracht und übte nun auf Schüler wie Lehrer einen zum Theil verborgenen, aber entschiedenen Einfluß aus. Vor allem waren Ordnung, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit die Tugenden, die er einprägte und auch in den äußeren Dingen forderte. Alles flüchtige und ungeordnete Wesen bekämpfte er ernst, auch wo es mit einer gewissen Genialität verbunden war. Und doch war er kein Pedant. Vielmehr schützte er die Schüler vor mißtrauischen Polizeimaßregeln der Regierung, und er gewährte ihnen in mancher Hinsicht eine weitgehende Selbständigkeit, durch solches Vertrauen ihr Ehrgefühl wachrufend. Die große Turnanstalt vor der Stadt und den Betrieb in ihr hatten die Schüler ganz in eigener Verwaltung und legten von ihrem Thun und Treiben nur alljährlich dem Rektor Rechenschaft ab. Die

entscheidenden geistigen Einwirkungen aber hat Luthardt von dem Philologen Karl Friedrich Nägelsbach erhalten, der als Verfasser der Homerischen und Nachhomerischen Theologie allbekannt ist. Dieser Lehrer war von seinem Stoffe tief durchdrungen und für ihn begeistert, zugleich aber stellte er ihn von universalen Gesichtspunkten aus dar. Den ganzen Unterricht nämlich in alter Geschichte und Literatur machte er zu einem praktischen Kommentare des paulinischen Wortes: als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, indem er auf der einen Seite hervorhob, wie in der Antike das menschliche Vermögen aufs reichste sich entfaltet habe, andererseits aber auch, wie seine Grenzen und seine Bedürftigkeit dort zu Tage getreten seien. Zugleich aber faßte Nägelsbach seine Schüler mit sittlichem Ernste an, erzog in ihnen ein wissenschaftliches Gewissen, und lehrte sie auch auf das geringste Stück ihrer Arbeit Werth legen. Luthardt hatte — und er bezeichnet das selbst als ein Glück — Nägelsbach in zwei verschiedenen Jahren, im 15. und im 17., als Klassenlehrer. Ihm bekennt er eine innere geistige Erweckung zu verdanken, die wirklich als Aufflammen eines neuen Lebens erscheint, in ihrem Bestande aber das Kennzeichen der Gesundheit trug. Gleich von Anfang an packten den Knaben die Stunden, in denen Homer und alte Geschichte getrieben wurden, zugleich aber begeisterte ihn die Person des Lehrers selbst. Ein kleiner Zug zeigt uns diesen als Meister der Pädagogik. Ihm ist das erwachende Streben seines Schülers nicht entgangen, aber er läßt ihn sein Interesse nicht merken; der Knabe meint, von seinem verehrten Lehrer noch nicht weiter beachtet zu sein. Da wendet sich Nägelsbach einmal mit einer Frage, auf die mehrere ihm die Antwort schuldig geblieben, an Luthardt, und als auch dieser schwieg, sah er ihn traurig an und sprach: et tu mi Brute! Da stürzten dem Knaben die Thränen aus den Augen, und er nahm sich vor, daß sein Lehrer das nicht mehr solle zu sagen brauchen. Sein ganzes Arbeiten ward jetzt ein anderes; es ging aus innerem Triebe, mit Lust und Schwung. Das theilte sich natürlich auch den anderen Gebieten mit, und in zwei Jahren war der Jüngling allen Genossen

voran und blieb es. Bezeichnend wird man es finden, daß in den Oberklassen von allen Schriftstellern Demosthenes auf ihn den stärksten Eindruck machte. Der sittliche Geist, der ihn beherrscht, die damit verbundene Gewalt der Rede und das tragische Geschick dieses Vorkämpfers eines seiner Zeit überlegenen Idealismus, alles das ließ verwandte Saiten in dem Schüler anklingen. Und nicht nur vorübergehend, sondern fürs ganze Leben haben Nägelsbach's Anregungen bei Luthardt fortgewirkt. Der unterrichtete Kenner und feinsinnige Beurtheiler der religiös-sittlichen Weltanschauung der Antike, als welcher er in seiner Geschichte der antiken Ethik sich zeigt, hat in treuer Dankbarkeit diese Schrift dem Gedächtniß Nägelsbach's gewidmet.

An dritter Stelle ist als Lehrer, der auf Luthardt Einfluß gewann, Gottfried Thomasius zu nennen, der spätere Erlanger Dogmatiker. Scheint zunächst die Einwirkung Nägelsbach's auch auf das Gebiet des Religionsunterrichts herübergereicht zu haben, so machte sich doch auch die milde Wärme, wie der Gedankenreichthum von Thomasius selbst geltend. Es ist lehrreich zu sehen, auf welchem Wege sich für Luthardt ein näheres Verhältniß zur kirchlichen Lehre anbahnte. Es war nämlich nicht so sehr die Erfahrung von Sünde und Gnade, die ihn zur evangelischen Wahrheit hintrieb, sondern die Achtung vor der Lehre der Kirche, die ihm Gewissenssache war. „Der sittliche Ernst meines Wesens, wie er sich mehr und mehr ausbildete, fand nur im Ernst des kirchlichen Bekenntnisses, in der Fülle seiner Lehre, in der Strenge und Tiefe des alten Kirchenliedes seine Befriedigung und den Geist, dem er sich verwandt fühlte. Aller Rationalismus, Libertinismus u. dergl war ihm zuwider als Flachheit oder Leichtfertigkeit". Dazu kam aber unter Führung von Thomasius ein tieferes Eindringen in den inneren Zusammenhang der christlichen Lehre, wenn auch manche intellektuelle Schwierigkeiten als solche empfunden wurden. Uebrigens bezeugt Luthardt diesem seinem Lehrer ausdrücklich, daß er nicht etwa den akademischen Unterricht vorausgenommen und sie nicht mit stoffreicher Gelehrsamkeit belastet habe. „Alt- und neutestamentliche biblische Ge-

schichte, Schriftlesung und -erklärung und Unterweisung in der christlichen Lehre, welche zugleich allenthalben an unsere Beschäftigung mit den Klassikern anknüpfte: das war sein Unterricht".

Indessen sind mit dem Gymnasium die bildenden Einflüsse, die der Knabe und Jüngling in Nürnberg erfuhr, nicht sämmtlich genannt. Dazu gehörte die Stadt selbst, die in lebendiger Weise ihre Kunst und ihre Geschichte vor Augen stellte. „Ein jugendliches Gemüth, wenn es nur einigermaßen Empfänglichkeit besaß, mußte Luft der Vergangenheit athmen und seine Seele mit Bildern der Vergangenheit füllen, an denen Geist und Gemüth sich nähren konnten". Insbesondere zog den Jüngling die Reformationsgeschichte Nürnbergs an, und die Bekanntschaft mit einem Beamten des städtischen Archivs verhalf ihm dazu, das erwachte Interesse durch Lektüre und Privatstudien zu pflegen und zu vertiefen. Von den Künstlern Nürnbergs aber zeugten die Kirchen mit den darin enthaltenen Kunstwerken, zeugten Bilder und Denkmäler; und die Stadt selbst mit ihrer Naturschönheit und dem damals noch viel mehr ausgeprägten mittelalterlichen Charakter bot den passenden Rahmen dazu. Luthardt bekennt davon später: „Wenn etwas von Sinn und Liebe zur bildenden Kunst, heiliger und weltlicher, mir eigen geblieben und in freien Stunden später von mir ein wenig gepflegt worden, und vor allem die Liebe zum größten Meister deutscher Kunst, Albrecht Dürer, dem großen Sohne Nürnbergs, so verdanke ich das jenen Jahren erster Jünglingszeit, und den Eindrücken, die ich damals empfing und welche nie verlöschten!"

Wir würden uns jedoch ein falsches Bild machen, wenn wir uns etwa unter dem der Universität entgegenreisenden Schüler einen besonders munteren, fröhlichen Jüngling vorstellten. Das Gegentheil war der Fall. Eine gewisse Melancholie, eine über sich selbst unklare Traurigkeit lag drückend auf ihm. Verschiedene Momente wirkten dabei zusammen. Zunächst natürliche. Seine kräftige Natur machte ihm den Kampf des Geistes wider das Fleisch, wie ihn der heranwachsende Jüngling zu bestehen hat, nicht leicht. In energischer Selbstzucht und durch eifrige Pflege

aller körperlichen und ritterlichen Uebungen betäubte er seinen Leib und zähmte ihn. War er aber streng gegen sich, so war er auch streng im Urtheil über andere und in seinen Ansprüchen an sie. Die frühzeitige Genußsucht, das leichtfertige Wesen vieler Kameraden stieß ihn ab. Mit nur wenigen ernster Gesinnten hatte er nähere Berührung; im Wesentlichen aber fühlte er sich allein, einsam, ohne einen rechten und ganzen Freund. Daraus bildet sich leicht eine auch weitergreifende Weltverachtung, durch die einer wohl gar seiner nächsten Umgebung entfremdet wird. In dem allen aber wird man auch die innere Fortwirkung der neuen geistlichen Einflüsse erkennen müssen. Luthardt's Natur, wie seine Führung brachten es mit sich, daß das neue Leben in ihm nicht in entscheidenden Katastrophen zum Durchbruche kam, sondern allmählich, stetig, aber doch langsamer sich entwickelte. Die Predigten von Thomasius und spezielle Unterweisung, die er einigen bevorzugten Schülern ertheilte, bewirkten, daß auch das Gemüth aufnahm, was im Unterrichte der Geist empfing. Bei jenen vertraulichen Stunden war ihm besonders die Erklärung des Vaterunsers, seines inneren Zusammenhanges und Fortschrittes, eindrücklich. Die Predigten aber wiesen ihn immer auf das Zwiefache hin, daß das Christenthum durch seine geschichtliche Stellung im Ganzen der göttlichen Weltregierung sich als die Antwort auf das Fragen und Suchen der vorchristlichen Welt darstelle, und daß in ihm auch, in Christo, die persönliche Antwort auf das Suchen und Sehnen des einzelnen Menschen gegeben sei. Gegenüber den Gedanken Nägelsbach's trat hier gleichsam die andere Hälfte des paulinischen Wortes: als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, in das Licht inneren Verständnisses. Aber noch kam es nicht zu vollem inneren Frieden und Freiheit, er wurde lange in einer Zeit des Suchens und Sehnens und Ringens festgehalten, in der ihm das Irdische erstarb, ehe er des himmlischen Besitzes ganz froh wurde. Eine lebhafte Empfindung für die Eitelkeit der Welt, Todesgedanken, ja Todessehnsucht beherrschten das Gemüth des Jünglings, und diese eigensten Erfahrungen ließen später den Mann in der Ethik

gern ausführen, wie bei Vertheilung der Temperamente auf die vier Lebensalter dem Jünglinge das melancholische Temperament entspreche. „Die Jugend ist vor allem die Zeit der Ideale, und das ist es, was den Jüngling zum Melancholiker macht. Er baut sich im Geiste seine Welt auf, seine Welt der Ideale, für die er schwärmt in lebhafter Empfindung, im Geiste sich hoch erhaben dünkend über dieser Welt der ordinären Wirklichkeit. Es ist etwas Schönes um solche Jünglingsnatur. Aber die Gefahr dieser Jugend ist der Stolz, der die andern verachtet“.

Aus alledem zusammengenommen wird es verständlich, daß Luthardt zunächst nicht eben mit großer Begeisterung die Universität mit der Schule vertauschte, Herbst 1841. Es wollte ihm nicht einleuchten, daß es die schönste Zeit des Lebens sei, der er entgegengehe. Als er in den Weihnachtsferien die alten vertrauten Räume der Gymnasialbibliothek wiedersah, wo er mehrere Jahre als Custos gewaltet hatte, da ergriff ihn fast Sehnsucht nach den vergangenen Tagen und nach dem Gefühle innerer Sicherheit, das die gewisse Bevormundung der Schule erzeugte. Dazu kam, daß Nägelsbach ihn in einen schweren inneren Konflikt gebracht hatte. Während es, wie schon erwähnt, sein eigener Wunsch von frühe an gewesen war, Pfarrer zu werden, stellte es ihm Nägelsbach als Gewissenspflicht dar, daß er Philologe und Lehrer werde. Da zu jener Zeit in Bayern auch dem Studium der Theologie ein sogen. philosophisches Jahr vorausging, war die Möglichkeit längeren Schwankens auch äußerlich gegeben; doch band ihn je länger desto mehr die Theologie an sich, bis sie ihn nicht wieder losließ.

Nach den Aufzeichnungen Luthardt's gewinnt man den klaren Eindruck, daß von dem ganzen Universitätsleben für ihn zunächst das Bedeutendste und Einflußreichste der Eintritt in eine Korporation war, wo er einerseits einen Kreis gleichgesinnter Freunde, andererseits aber auch Gelegenheit fand, seine Neigung zum Handeln und seine Gabe der Leitung und Organisation zu bethätigen und zugleich seine Ideale einigermaßen ins Praktische zu übersetzen.

In Erlangen hatte nämlich der reformirte Pfarrer und Prof. Krafft eine tiefgreifende und nachhaltige Erweckung bewirkt und durch Vorlesungen und Predigten auch der akademischen Jugend neue Impulse gegeben, die nachher von Harleß, der seit 1830 habilitirt, seit 1833 außerordentlicher, seit 1836 ordentlicher Professor war, verstärkt und modifizirt wurden. Aus diesen Anregungen war 1836 auch eine — die erste — christliche Studentenverbindung, die Uttenruthia, hervorgegangen, welche das christliche Prinzip für das studentische Leben geltend machte. Freilich gelang es nicht sogleich, die widerstrebenden Interessen miteinander auszugleichen; man war befangen und gesetzlich und fühlte sich innerlich noch unsicher. Die Masse der Studentenschaft, ja die öffentliche Meinung, stand einer Verbindung, die das Duell grundsätzlich verwarf, theils unfreundlich, theils geradezu feindselig gegenüber. Um so selbstverständlicher war es für den jungen Studenten Luthardt, daß er diesem Kreise sich anschloß. Und er that es mit ganzer Seele, mit völliger Hingebung. Unterbrach auch der Aufenthalt in Berlin, wo er sein zweites Studienjahr 1842/43 verlebte, diese Beziehung, so erneuerte der älter gewordene sie nur um so freudiger und entschiedener. Er ging geradezu in der Verbindung auf, denn weder gab er sich mit den anderen Studenten viel ab, noch pflegte er Verkehr in Familien. Mit wahrer Begeisterung schildert noch in seinen „Briefen“ der nahezu Siebzigjährige die „Kneipe“ (nämlich das Kneiplokal) als den Mittelpunkt des studentischen Lebens. Er erfaßte aber seine Aufgabe auch in großem Stile. War es ihm Bedürfniß, in und mit seiner Verbindung den sittlichen Gegensatz gegenüber den anderen Studenten geltend zu machen, so war er auch energisch darauf bedacht, das Recht dieses Standpunktes in der Oeffentlichkeit zur Anerkennung zu bringen. Zugleich aber suchte er die Verbindung aus pietistischer Enge herauszuführen, ihr auch im Aeußeren alles philisterhafte Wesen abzustreifen und in ihrer Organisation der Freiheit mehr Raum zu schaffen. So hob er ihr Selbstvertrauen, ja er lehrte die im Winkel der Defensive sich Drückenden sich als Eroberer zu fühlen und als solche vorzugehen. Bald wurden zahlreiche Verbindungen

mit gleichgesinnten Kreisen auf anderen Universitäten angeknüpft, und 1844 hielten die Uttenreuther bereits mit dem Berliner und Hallenser Wingolf die erste Pfingstzusammenkunft in Schleiz ab. In alledem prägt sich die persönliche Art Luthardt's und die Tendenz seines Wirkens geradezu typisch aus: die Lebenskreise und die Dimensionen sind später andere geworden, aber der Grundzug ist im Ganzen derselbe geblieben. Luthardt hat der Verbindung viel Zeit gewidmet, aber dieses Opfer brauchte er nicht zu bereuen, denn es kam seiner persönlichen Entwickelung mannichfach zu Gute. Vor allem übte es ihn in der praktischen Behandlung von Dingen und Personen; der nachmalige Kirchenpolitiker machte hier seine erste Schule durch. Ferner aber fand er in dem Kreise, wonach der Schüler so verlangend ausgeschaut hatte: Freundschaft. Wieder aus eigenster Erfahrung hat Luthardt später seinen Schülern es immer eingeprägt, daß die Jugend-, die Studentenzeit für die Freundschaft da sei, für die Freundschaft, noch nicht für die Liebe, und so manches köstliche Wort, das er über die Freundschaft geredet und geschrieben hat, trägt den Stempel des Persönlichen, wie das folgende: „Die Zeit der jugendlichen Entwickelung ist die Zeit der Freundschaftsschließung. Und wenn dann auch das spätere Leben die Wege, nicht blos des äußeren Geschickes, sondern auch der inneren Denkweise, der religiösen und politischen, mehr oder weniger auseinanderführt, so bleibt doch auch zwischen den Getrennten noch das Band der Erinnerung bewahrt und der Zusammenhang des Lebens auch unter dem Streite der Gegensätze". Die Freundschaft aber, die engere mit wenigen, sowie die weitere mit allen Gliedern der Verbindung hatte gerade für eine Natur wie die Luthardt's eine besondere Bedeutung; sie war gleichsam Nahrung und Heilmittel für seine Seele. Sein Bedürfniß, sich hinzugeben und anzuschließen, zu empfangen, aber auch zu geben wirkte, so lange es unbefriedigt blieb, lähmend und drückend auf ihn zurück und hielt ihn im Bannkreise des eigenen Ich, unfroh und schwermüthig, gefangen. Das Aussichherausgehen in der Freundschaft bedeutete daher für ihn eine innere Erleichterung und Befreiung; und so kam

es auch, daß er im weiteren Verlaufe seiner Studentenzeit immer mehr von dem Drucke der finsteren Gedanken erlöst, freier und fröhlicher wurde. Allerdings scheint den Studien dadurch etwas abgebrochen worden zu sein. Jedoch ward ihm auch in dieser Hinsicht einiger Ersatz durch die wissenschaftlichen Debatten, die innerhalb des Freundeskreises, oft sehr lebhaft, gepflogen wurden. Dazu kam, daß Luthardt nach seiner ganzen Art sich nicht zu der wissenschaftlichen Kleinarbeit hingezogen fühlte. Er war ursprünglich Praktiker, und — soll man sagen: als solcher? — empfänglich vor allem für die großen, umfassenden Gesichtspunkte; vom Ganzen aus bemächtigte er sich des einzelnen oder achtete wohl auch dieses gering gegenüber dem intuitiv erfaßten Ganzen.

Das werden wir auch im Auge zu behalten haben, wenn wir seinem Studiengang und den Einflüssen, die er da erfuhr, nachgehen. Im ersten Jahre hatte er der Vorschrift gemäß acht Vorlesungen aus den allgemeinen Wissenschaften zu hören. Da wurden zum Theil die Studien des Gymnasiums fortgesetzt, die griechischen Tragiker, besonders Sophokles, ferner Herodot u. a. gelesen und studirt; daneben erschien ihm auch die trocken, aber sauber vorgetragene Mathematik höchst anziehend, während er der Philosophie nicht recht beizukommen vermochte. Die wenige Zeit, die während dieses ersten Jahres für die Theologie übrig war, wurde wesentlich auf das Alte Testament verwendet, und zwar unter Anleitung des eben erst zum Extraordinarius ernannten Joh. Chr. K. Hofmann. Dieser war seinen eigenen Weg gegangen. Religiös von Krafft und von Raumer in Erlangen entscheidend beeinflußt, hatte er dann in Berlin unter L. Ranke Geschichte und geschichtliche Methode studirt und diese auf die heilige Schrift angewendet, nicht ohne zugleich von Schleiermacher zu lernen. Mit Harleß, dem damals einflußreichsten Gliede der Erlanger Fakultät, hatte er keine näheren Beziehungen, unter der Studentenschaft aber machte er Aufsehen und zog einen Kreis gelehriger Schüler an sich. Luthardt hörte bei ihm zunächst Einleitung ins Alte Testament und studirte für sich Hengstenberg's alttestamentliche Christologie. Tieferen Eindruck aber gewann er

einerseits von Hofmann's grundlegendem Werke „Weissagung und Erfüllung“, dessen erster Theil damals erschien, andererseits von seiner Vorlesung über die Psalmen. Vor allem zog es ihn an, wie Hofmann im Gegensatz zu jedem doktrinären Dogmatismus die Schrift, speziell die alttestamentliche, von dem Gesichtspunkte der Heilsgeschichte aus erfaßte und demgemäß ihren Inhalt zur Darstellung brachte. Hier war zugleich eine geschlossene Gesammtansicht von der Schrift und der in ihr bezeugten Offenbarungsgeschichte gegeben, eine Gesammtansicht, die das Ganze sogleich erhellte und auch versprach, daß die einzelnen Schwierigkeiten mittelst der hier angewandten Methode sich aufklären ließen. Die eben erfaßten Ideen machte der junge Student mit Feuer und Eifer in einem Repetitorium bei H. Thiersch geltend, wo dieser die Weissagungen von Jes. 40—66 in der alten Weise direkt auf den Messias deutete. So war denn schon im ersten Jahre eine gewisse Position, wenn auch nur in allgemeinsten Umrissen, gewonnen, was in diesem Falle um so wichtiger war, als Luthardt Hofmann nicht wieder hören konnte; denn als er von Berlin zurückkam, war jener nach Rostock berufen worden und kehrte erst, als Luthardt seine Studienzeit beendet hatte, von dort nach Erlangen zurück.

In seinem dritten, theologisch gewissermaßen im ersten Semester, begab sich also Luthardt nach Berlin. Aus mannichfachen Angaben und Notizen gewinnen wir ein ziemlich klares Bild von seinem dortigen Aufenthalte. Als einen Namen, der ihn nach Berlin zog, gibt er vor anderen Schelling an. Dieser, der schon kurze Zeit in Erlangen zündende Vorlesungen gehalten hatte, war dann 1827 als Professor der Philosophie an die neugegründete Universität München berufen worden. „Inzwischen hatte sich nach auswärts die Meinung verbreitet, daß er in der Stille ein neues philosophisches System entwickelt habe, welches nicht nur den Hegel'schen Rationalismus von Grund aus widerlege, sondern auch dem religiösen Bedürfniß vollkommen Rechnung trage. In dieser Meinung wurde er von Friedrich Wilhelm IV. bei dessen Regierungsantritt an die Berliner Akademie berufen und ging

1841 darauf ein" (Windelband). In dem Verlangen **Luthardt's**, Schelling zu hören, wird man den Einfluß und Rath des Erlanger philosophischen Privatdozenten von Schaden erkennen, den er schon im ersten Jahre hörte, wenn er auch erst später ihm näher trat. Aber Luthardt war doch im Grunde nicht Philosoph genug, als daß man nicht annehmen sollte, auch manche berühmte Namen der theologischen Fakultät hätten ihn nach Berlin gelockt. Hengstenberg, Neander, Twesten, Marheineke, F. Strauß lehrten dort; von ihnen dürften die zwei Erstgenannten besonders seinen Entschluß bestimmt haben. Die Wirklichkeit entsprach dann nicht ganz den Erwartungen. Schelling erweckte wohl einen gewissen philosophischen Enthusiasmus, mehr aber auch nicht, und die theologische Fakultät ließ ihn recht unbefriedigt. Hengstenberg's Weise konnte der Schüler Hofmann's nicht mehr ertragen; in den Konzessionen, die jener nun der heilsgeschichtlichen Methode machte, konnte er nur Halbheiten sehen; bei Neander aber fand er zu viel bloßen Wissensstoff, zu wenig große und einheitliche Gesichtspunkte. Mehr Gewinn zog er aus den Schriften und Predigten Theremin's; der Verehrer des Demosthenes fand bei jenem Meister der Rede viel wohlvertraute Gedanken wieder, insbesondere den, daß die Beredtsamkeit nicht blos eine Kunst, sondern vor allem eine Tugend sei. Bei ihm hat Luthardt auch sein einziges Kolleg über praktische Theologie — ein Publikum über Homiletik — gehört

Aber doch blieb das Jahr auch theologisch nicht ohne Frucht. Bei dem berühmten Juristen Stahl hörte er Kirchenrecht. Vor allem aber lebte in Berlin noch Schleiermacher's Geist, und in ihn, in seine kurze Darstellung des theologischen Studiums und in seine Glaubenslehre, hat sich der junge Student mit redlichem Bemühen hineingearbeitet. Interessant ist, wie er die dabei erfahrene Wirkung bezeichnet. „Zwar war mir", so schreibt er in den Erinnerungen fast wörtlich nach jener früheren Selbstbiographie, „die ganze Weise Schleiermacher's am Anfang wenig zusagend; sie war mir zu dünn und zu wenig Arbeit des ganzen Menschen. Das feine Spinnengewebe der ruhigen kalten Dia-

lektik berührte mich fremd. Aber bald fesselte die Reinheit des Denkens, die Konsequenz der Gedankenentwickelung und das Geometrische des Denkprozesses". Doch war die Wirkung nicht nur eine formale, sondern auch eine innerliche, in mannichfacher Hinsicht. Schleiermacher's Mystik erfaßte ihn; an seinen Homilien über das Johannesevangelium gesteht er sich wahrhaft erbaut zu haben. Dies verhalf ihm aber auch zu dem Eindrucke, daß Innerlichkeit des religiös-sittlichen Lebens wohl bei mangelnder Orthodoxie vorhanden sein könne. Dies machte ihn innerlich ruhiger, unbefangener, zugleich aber auch kritischer gegen die dogmatische Ueberlieferung. „Ich fand: weniger auf das, was man besitzt, als wie man besitzt, komme es an; denn danach bestimmt sich die Möglichkeit der Verwendung, davon hängt Frucht und Segen ab, den es bringt". Gleichzeitig las der Student die symbolischen Bücher, besonders die Apologie; doch war sie ihm in ihrer Breite „etwas langweilig". Neben den theologischen Studien gingen, zumal anfangs noch, die allgemeinwissenschaftlichen Studien her. So hörte er außer bei dem schon erwähnten Schelling bei Böckh über Demosthenes' de corona, bei L. Ranke neuere Geschichte. Indessen waren es ja nicht blos die Vorlesungen, die für allgemeine Bildung etwas boten, sondern auch die große Stadt mit ihren reichen Kunstschätzen und -genüssen. Gerade in dieser Hinsicht hat Berlin dem empfänglichen, durch das Verbindungsleben hier nicht so abgezogenen Jüngling viel geboten. Verhältnißmäßig häufig ging er ins Theater. Lebenslang blieben ihm die Eindrücke der zwei ersten bedeutenden Schauspiele, die er hier sah: Sophokles' Antigone und Goethe's Iphigenie. Fast wie eine religiöse Erhebung war ihm erstere Aufführung, und die Iphigenie blieb ihm — neben Hermann und Dorothea — zeitlebens Goethe's liebste Dichtung, die er immer aufs neue gern in seinem Hause vorlas. Auch andere klassische, besonders Shakespeare'sche Stücke sah er; manche Oper entzückte ihn, wie Mozart's Don Juan, Meyerbeer's Hugenotten, über die er freilich später anders dachte, vor allem Beethoven's Fidelio. Dem Aesthetischen huldigte er auch in seiner Privatlektüre, und obgleich von Natur nicht eigentlich

schwärmerisch, wenigstens nicht träumerisch angelegt, versenkte er sich doch gern in die Zauberwelt der Romantiker. Der sich bildende künstlerische Geschmack ging aber unter Mitwirkung edlen Familienverkehrs auch auf den ganzen jungen Menschen über, und wie alles, so faßte er auch die Selbstbildung nach dieser Seite mehr und mehr als sittliche Pflicht auf. Luthardt hat bei aller Anerkennung süddeutschen Wesens doch immer die Pflege der feineren Lebensformen und vornehmer, edler Sitte als einen Vorzug der Norddeutschen anerkannt, ja hervorgehoben. Wenn man daher jederzeit an Luthardt dem Manne die aristokratische, gehaltene Weise, die tadellose Ritterlichkeit bewundern mußte, so will bedacht sein, daß dies bei ihm nicht eine natürliche Mitgift, sondern die Frucht einer — allerdings nicht nur äußerlichen — Selbsterziehung war, zu der er die ersten Anregungen in Berlin empfing. So in vieler Hinsicht gereift und gefördert, kehrte er Herbst 1843 nach Erlangen zurück, um hier die zweite Hälfte seiner Studentenzeit zu verleben.

Die theologische Studentenschaft in Erlangen theilte sich, wenn auch nicht äußerlich streng geschieden, seit mehreren Jahren in zwei Lager. Die einen hielten zu Harleß, der die pietistisch geartete Erweckung in kirchliche Bahnen leitete und entschiedener auf Aneignung des Ueberlieferten hinführte. Seine Anhänger nahmen dankbar und zufrieden hin, was er bot, und verhielten sich zum Theil schroff ablehnend gegen eine neue Weise, alte Wahrheit zu lehren. Die anderen dagegen hingen mehr an Hofmann, ihnen war Harleß „zu wenig vermittelnd“, wenn sie auch von ihm sich nicht zurückzogen. Diese Einflüsse Hofmann's aber flossen einigermaßen mit denen zusammen, die von dem Philosophen von Schaden, damals noch Privatdozenten, ausgingen. Später zum Ordinarius aufgerückt, ist er frühzeitig gestorben. Es erscheint schwer, von seiner Philosophie ein klares Bild zu gewinnen; sie stellt den Versuch dar, eine philosophisch allseitige Erklärung der Welt und Rechtfertigung des Christenthums zu geben. Was aber noch heute jedem, der seine „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium“ 1845, zumal den ersten Theil, über das akademische Leben, liest, sofort

klar wird, ist dies, daß Schaden ein ungemein reicher, vielseitiger Geist und von dem edelsten sittlichen Idealismus erfüllt gewesen ist, und daß er auf empfängliche Gemüther geradezu hinreißend gewirkt haben muß. Noch heute wird man z. B. eine dort als Beilage abgedruckte Ansprache, die er anläßlich zweier, kurz nacheinander erfolgter Todesfälle im Zweikampfe an die Studenten Erlangens ausgehen ließ, nicht lesen, ohne Geist und Gesinnung des Redenden aufs höchste zu bewundern. Schaden suchte seine Schüler, zumal auch die Theologen, vor frühzeitigem Abschluß ihrer Ansichten zu warnen und sie für fortbildende Einflüsse offen und innerlich frei zu erhalten. So bildete sich ein Gegensatz zu Harleß, der dadurch verschärft wurde, daß dieser sich ziemlich unfreundlich zu Schaden stellte. Luthardt schloß sich nach seiner Rückkehr von Berlin näher an Schaden an. Wurde ihm wohl auch von diesem die Rolle des „vermittelnden Prinzips“ zugeschrieben, so hielt er sich doch im Ganzen zu jener freieren, selbständigeren Richtung, und obgleich an der Substanz des kirchlichen Bekenntnisses nie irre geworden, glaubte er doch, daß dasselbe eine neue Fassung erheische. „Mit dem Christenthume selbst schien mir die Zeit zerfallen. Apologetik des Christenthums dünkte mich die eigentliche Aufgabe der Gegenwart. Dazu aber ist nöthig, daß die Krystalle der kirchlichen Dogmen flüssig werden, um mannichfaltige Gestalt annehmen zu können, je nach vorliegendem Bedürfniß“. Hier sieht man ihn der Aufgabe sich bewußt werden, die nachmals der Mann so glänzend gelöst hat. Es muß in jenem Kreise der von Schaden und Hofmann Angeregten ein sehr regsames theologisches Leben pulsirt haben. Aber zu den Extremen gehörte Luthardt nicht, sondern zog auch Gewinn von Harleß, dem schon als ritterlichen Vorkämpfer des Protestantismus verehrten, und von Thomasius, dem mittlerweile nach Erlangen berufenen. Des letzteren Dogmengeschichte war vor allem dazu angethan, Luthardt zu begeistern und nachhaltig zu beeinflussen. Denn sie stellte den, etwas nach Hegel'schem Schema erfaßten, Geschichtsverlauf unter einen beherrschenden Gesichtspunkt, nämlich den, daß das lutherische Dogma der nothwendige reife Ertrag des

ganzen geschichtlichen Prozesses sei. Die hierauf basirte Dogmatik von Thomasius befriedigte zwar nicht in allen Stücken, aber im Ganzen bot sie doch dem Schüler für seine innere Stellung den angemessenen Ausdruck. Von tiefgehender Wirkung muß auch Harleß' Vorlesung über Ethik gewesen sein; ihre Spuren haben sich in Luthardt's Gesammtanschauung bleibend eingedrückt. Speziell die gesund-lutherische, jedem schwächlichen, unsicheren Pietismus abgekehrte Betonung des natürlichen Lebens und des irdischen Berufes als des Materials für die geistliche Bethätigung des Christen traf bei ihm auf empfänglichen Boden. Endlich darf Karl von Raumer nicht übergangen werden, bei dem der junge Student mehrfach anregenden Verkehr hatte; bald wurden da Augustin's Konfessionen in kleinem Kreise gelesen, bald Proben deutscher Poesie vorgetragen.

Alle diese Anregungen aber drängten in dem thatkräftigen jungen Studenten zum Handeln. Zumal nachdem er im Herbste 1844, zugleich um sich einer aufkeimenden Neigung zu erwehren, eine Reise nach Württemberg gemacht und Blumhardt sammt anderen kirchlichen Größen kennen gelernt hatte, da verdichteten sich die Eindrücke von geistlichem Gemeinde- und Volksleben zu allerlei weitaussehenden kirchenpolitischen Plänen, die mit einigen älteren Freunden in Nürnberg lebhaft durchberathen wurden. Da hat auch Luthardt erstmals zur Feder gegriffen, um die Schrift eines für freigemeindliche Ziele eintretenden Dr. Ghillany abzufertigen, allerdings anonym. Unter diesen Umständen war es recht nützlich, daß die Vorbereitung für das Kandidatenexamen in Ansbach, Herbst 1845, für das noch manche Lücke, besonders in Kirchengeschichte, auszufüllen war, zu stiller arbeitsvoller Zurückgezogenheit nöthigte. Dies zusammenhängende Arbeiten war doch auch ein neuer Reiz, und während Luthardt bisher, auch einer Aufforderung Schaden's gegenüber, sich nicht in die Rolle eines akademischen Gelehrten hatte versetzen können — seine Neigung ging viel mehr auf das Handeln —, so trat ihm jener Gedanke jetzt etwas näher.

Indessen die sich anschließende Kandidatenzeit war wieder in erster Linie praktischer Thätigkeit und dem Erwerb einer christ-

lich-theologischen Gesammtanschauung gewidmet. Der Ort, an dem Luthardt die folgenden Jahre — bis 1851 — verlebte, war München. Anfang 1846 wurde er in das dortige Prediger-seminar aufgenommen, wo etwa sechs bis acht Kandidaten eine zweijährige praktische Lehr- und Uebungszeit durchmachten. Nach einem Jahre ungefähr wurden sie ordinirt und dann im kirchlichen Dienste reichlicher verwendet. Luthardt empfing die Ordination am 1. Advent 1846. Davon schreibt er in seinen Aufzeichnungen: „es war mir etwas mächtig Ergreifendes, als ich vor dem Altar knieend Bekenntniß und Gelübde aussprach, und unter der für-bittenden Theilnahme der versammelten Gemeinde und der Hand-auflegung der vier Geistlichen Dekan Böckh mich aussonderte zum Dienste der Kirche meines Heilandes. — Es war mir ein großer Ernst, nun in noch anderem Sinne als bis dahin ein Knecht Jesu Christi zu sein. Es beugte mich tief darnieder, und gerne hörte ich unter den segnenden Sprüchen, welche über mich aus-gesprochen wurden, auch den: Wer unter euch will gewaltig sein, der sei euer Knecht“. Abgesehen von der pastoralen Thätigkeit in München, die fast alle Zweige des praktischen Amtes umfaßte, mußte Luthardt auch öfters in der Diaspora wirken; zu Weih-nachten und Pfingsten war er seitdem regelmäßig — im Ganzen siebenmal — in Burghausen, hart an der österreichischen Grenze.

Indessen füllten weder die Aufgaben im Seminar die Zeit aus, noch reichte der dafür gezahlte Gehalt zum Leben hin. Da bot sich eine schöne Gelegenheit zu erweiterter Thätigkeit. An den Gymnasien in Nürnberg waren gegen hundert evangelische Schüler, welche in Religion und Geschichte von evangelischen Theologen besonders unterichtet wurden. Dieser Unterricht, der bisher — nicht zu Gunsten der Sache — verschiedenen Lehrern anvertraut gewesen war, sollte in eine Hand gelegt werden. Er wurde Luthardt übertragen, der in diesem Amte seine liebsten Wünsche erfüllt sah. „Ich habe vor freudiger Aufregung einige Nächte nicht geschlafen“. Es war ein redliches Stück Arbeit, was ihm hier erwuchs: Religion an vier, Geschichte an sechs verschiedenen Stellen zugleich zu lehren. Doch war es Luthardt bei seinen

Schülern nicht nur um bloßes Wissen, sondern im Wissen zugleich um ein noch Höheres, um die persönlich-sittliche Einwirkung zu thun, wie er sie selbst einst von Nägelsbach erfahren hatte. Gern erinnerte er daran, daß unter seinen damaligen Schülern sich Felix Dahn befand.

Bei seiner Thätigkeit aber und unter den Einflüssen, die er innerhalb, wie auch außerhalb derselben erfuhr, entwickelte er sich selbst noch mannichfach fort und reifte seine Persönlichkeit aus. Insbesondere schritt er von dem frommen Individualismus des Subjekts immer mehr zu geschichtlicher und zugleich kirchlicher Objektivität fort. Wie man nicht selten wahrnimmt, daß jemandem gerade in Betreff dessen Zweifel beigehen, was ihm seiner Natur nach eigentlich das Nächstliegende ist, wobei die Zweifel weniger wirklicher Unsicherheit, als gerade dem Streben nach festerer Gewißheit entstammen, so machte sich der angehende Kandidat viel Gedanken über die geschichtliche Seite des Christenthums. Nicht, daß er je gezweifelt hätte an den grundlegenden Heilsthatsachen; und die kleinen Schwierigkeiten bedrückten ihn dem gegenüber nicht. Aber es wollte ihm nicht gelingen, die geschichtlichen Thatsachen mit der sittlichen Gewißheit in nothwendige innere Verbindung zu setzen. Sünde und Gnade, die waren ihm hier gewiß; wie aber die Menschwerdung Gottes? Und nun erschwerte doch gerade das Geschichtliche am Christenthume die apologetische Aufgabe. Die Beschäftigung mit Lessing regte diese Gedanken auf. Und doch lag dem, wie angedeutet, weniger ein wirklicher Zweifel zu Grunde, als das Bedürfniß, sich über die Bedeutung der Geschichte für das Christenthum Rechenschaft zu geben. Dazu verhalfen ihm vor anderen der große Historiker Johannes von Müller, dessen Briefwechsel er damals las, und von dem er wiederholt bekannte: er hat mich zum Lutheraner machen helfen, dadurch nämlich, daß er ihm das geschichtliche Christenthum als den Schlüssel der Weltgeschichte kennen lehrte. Daneben aber ist zweifellos auch der Eindruck, den er zumal auf Reisen nach Oberbayern und Tyrol von der katholischen Kirche empfing, nicht

ohne Einfluß geblieben. Zwar über die Veräußerlichung der Religiosität und darüber, daß der katholischen Kirche mit dem lauteren Worte Gottes das Beste fehle, darüber täuschte er sich nicht. Aber die für die Unmündigen heilsame Ordnung und Zucht, die auch äußerliche Anregung zu frommer Andacht und der ganze Konservativismus der römischen Kirche ließen ihn die dem Katholizismus zugekehrte Seite des lutherischen Protestantismus bewußter ins Auge fassen, während er in gleichem Maße die Durchbrechung der historischen Kontinuität und neuernden Radikalismus verabscheuen lernte. Kein Wunder, daß ihm auch Lessing's Betonung der Tradition zusagte. Dementsprechend trat er dem Versuche der Berliner Generalsynode von 1846, wo man in dem von Nitzsch neuentworfenen Ordinationsformular das Apostolikum zu ersetzen suchte, wie 1848 den kirchlichen Reformbestrebungen in Bayern, mit verschiedenen Veröffentlichungen entgegen. Alle diese Gedanken aber wurden in einen weiteren politischen Zusammenhang gestellt. Denn der junge Kandidat hatte ein lebhaftes Interesse für Politik; öfters wohnte er den Landtagsverhandlungen bei, und mit Leidenschaft verarbeitete er in sich die Eindrücke der bewegten, gährenden Zeit. Sein Ziel war, mit Hilfe des Protestantismus einen gesunden, gemäßigt-liberalen Konservativismus in der Oeffentlichkeit zur Geltung zu bringen, eine Richtung, die von dem radikalen, irreligiösen Liberalismus, wie von dem preußischen Hochkonservativismus gleich entfernt und unterschieden sein sollte. Wiederum regten sich Pläne von einem großen Organe. Doch blieb es bei vereinzelter publizistischer Mitarbeit in verschiedenen Blättern, wenngleich das politische Interesse ihn weiter festhielt.

In jener Zeit suchte Luthardt auch seine philosophische Bildung durch Lektüre der neueren Philosophen von Cartesius an und durch das Studium geschichtlicher Darstellungen zu ergänzen. Bezeichnend ist, daß er durch den Subjektivismus, von dem die neuere Philosophie ausgeht, sich lebhaft abgestoßen fühlte und dem auch in der Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und

Kirche Ausdruck gab.* Dagegen fühlte er sich mehr von den Theosophen angezogen, auf die jene Studien hinführten und für die sein Verständniß theils durch Schaden, theils durch gewisse Einflüsse der vorreformatorischen Mystik vorbereitet war. Julius Hamberger aber, mit dem er in München verkehrte, und Auberlen, den er auf einer Durchreise in München kennen lernte, beförderten jene Neigungen. Der Realismus jener Theosophen hatte für ihn etwas Anziehendes, und er mochte meinen, von dorther noch viel Gewinn für das Lutherthum heimzubringen.** Man wird sich jedoch schon nach dem bisher gewonnenen Bilde von seiner Eigenart und Entwickelung nicht wundern, daß Luthardt von jenen Anwandlungen mehr und mehr zurückkam; denn sowohl die Bedeutung der Geschichte als die des Sittlichen, wie er sie erkannt hatte, kam bei dieser auf das Substantielle abzielenden Weltanschauung nicht ganz zu ihrem Recht. Behilflich wurde ihm bei diesem Klärungsprozesse die Hofmann'sche Theologie, die er jetzt eingehender und gründlicher kennen lernte, insbesondere aus dem zweiten Theile von Weissagung und Erfüllung und seinen Vorlesungen über neutestamentliche Geschichte, die ihm in die Hände kamen. Was er bei der Theosophie gesucht hatte, *eine* kräftige, wesenhafte Gesammtanschauung, das fand er hier in der göttlichen Heilsgeschichte, deren Organismus Hofmann aufzeigte, um darin zugleich eine Rechtfertigung des Christenthums und der Bibel zu geben. Diese Erkenntnisse schlossen sich mit den bei Joh. v. Müller gewonnenen zusammen, um so leichter offenbar, als es ihm damals noch unbekannt war, welch ganz subjektiven Ausgangspunkt Hofmann der Dogmatik und Ethik gab. Luthardt schreibt hierüber: „Ich fand einen großen Schatz praktisch verwendbaren, zusammenhängenden Schriftverständnisses. Ein anderweitiges „System" von ihm kannte ich nicht. Wohl aber fand ich hier ein System der Heilsgeschichte, aber nicht von Menschen konstruirt, sondern durch göttliche Thaten geschaffen.

* Glossen zur Geschichte der modernen Philosophie. Bd. 13 und 14; 1847, unterzeichnet C. L.

** A. a. O. Bd. 16, 1848, S. 161 ff.: Die Theosophie und die Kirche.

Darein versenkte ich mich, daß es sich mir in Heilslehre übersetze". Hieran ward er sich eines zwar nicht sachlichen, aber **methodischen** Gegensatzes gegen die alten Dogmatiker bewußt. **Ihre abstrakte**, ungeschichtliche Weise, die Lehre zu formuliren und **zu begründen**, erschien ihm unzulänglich; an der massiven **Wirklichkeit** der Thatsachen erst, an der in die Geschichte Adam's und **der Sünde** und in die Geschichte Christi und der Gnade **zerfallenden** Heilsgeschichte ging ihm die Nothwendigkeit des im kirchlichen Dogma Gelehrten auf. Stellen wie Röm. 5, 12 ff., Act. 17 **und der** Epheserbrief, den er auf einer Reise am Achensee wieder **und** wieder las und auf sich wirken ließ, wurden ihm Leuchten **der** Erkenntniß. „Dieser Weg — so schreibt er in seinen Aufzeichnungen —, von dem Gesammtverständniß der Heilsgeschichte aus zu den Dogmen zu kommen, die geschichtliche statt der logischen Methode ist der Kern meines sogen. Hofmannianismus. Es ist mir etwas lebensweise Gewordenes, nicht blos gedankenweise, verflochten in meine innerste christliche Entwickelung".

Diese Erklärungen ermöglichen es, das Schülerverhältniß, in dem Luthardt zu Hofmann gestanden hat, richtig zu bestimmen und vor allem zu begrenzen. Wenn für uns Spätere Hofmann in erster Linie als Verfasser des Schriftbeweises und des zu Eingang desselben skizzirten Systems in Betracht kommt, so ist Luthardt dieses Hofmann Schüler niemals gewesen, sondern er hat nur, wie noch zu erwähnen sein wird, als dankbarer Schüler Hofmann's auch beim Erscheinen des Schriftbeweises ihm persönlich die Treue gehalten, und indem er auf das Gute seiner Methode sowie auf die wesentliche Bekenntnißmäßigkeit seiner Lehre hinwies, den Vermittler gemacht, und zwar nach beiden Seiten hin. Dagegen hat der Satz Hofmann's, daß „ich, der Christ, mir, dem Theologen, eigenster Stoff meiner Wissenschaft bin", zu keiner Zeit Luthardt's theologische Anschauung ausgedrückt. Abgesehen von dem bereits Gesagten ist Luthardt nur noch in exegetischer Methode von Hofmann abhängig gewesen.

Kehren wir zu den Studien jener Zeit zurück, so ist noch zu erwähnen, daß die auf ihrer Höhe stehende kritische Theologie der

Tübinger Schule ihn zu ernstlichen Studien auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte veranlaßte, um ein selbständiges Urtheil über die Baur'sche Konstruktion zu gewinnen. Das kam später seinen Arbeiten über das Johannesevangelium zu statten.

Wie aber schon als Student, ja Schüler hielt sich Luthardt auch jetzt mannichfachen allgemein bildenden Einflüssen offen. München, das eben damals eine Kunstblüthe erlebte, bot der Anregungen viel, die fleißig benutzt wurden. Studium der Kunstgeschichte unterstützte und förderte das Verständniß; gerade für dieses Gebiet wirkten Schaden's Anregungen fort. Luthardt hatte durch ihn Verkehr im Hause seines Schwiegervaters, des berühmten Philologen und Philhellenen Friedrich Thiersch, und hörte dort auch drei Vorträge von Schaden über die größten Meister der Kunstblüthe Italiens Leonardo, Rafael und Michelangelo. In diesem Hause, wie bei dem Präsidenten des Oberkonsistoriums v. Roth, der die Menschen in solche eintheilte, die Knochen und die keine Knochen haben, fand Luthardt überhaupt reiche Anregungen und traf er mit viel bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten zusammen. Unter den Kollegen im Seminar aber fand er nur einen, dem er sich näher anschloß und von dem im gegenseitigen Austausch er auch selbst Gewinn hatte. Andere suchten mehr an ihm einen Halt zu finden, als daß sie ihm etwas boten. So können wir uns nicht wundern, daß trotz aller Befriedigung in seiner Berufsthätigkeit doch auch eine gewisse Schwermuth ihn noch manchmal heimsuchte und düstere Stunden bereitete. Um so wunderbarer war ihm ein Erlebniß, das er auch in seinen Erinnerungen beschreibt. Er weilte Herbst 1848 in Nürnberg bei seinen Eltern. Einmal mitten in der Nacht wacht er auf, springt von unerklärlicher Angst getrieben aus dem Bette, und im selben Augenblicke „stürzte ein Stück Zimmerdecke, groß und schwer wie eine Marmorplatte, gerade auf das Kopfkissen nieder. Nur ein Moment noch, wie ein Gedanke, und ich war ein Kind des Todes, mein Kopf zermalmt". „Du sollst leben und des Herrn Wort verkündigen", mit diesem Worte beschließt er den Bericht hierüber in seinen Aufzeichnungen; es mag

wohl der innere Eindruck gewesen sein, den er von dem Ereigniß mit hinwegnahm.

Im selben Herbste verlobte er sich noch und zwar mit einer Cousine, Marie Preger aus Schweinfurt, derselben, deren Eindruck einst der ältere Student durch eine Reise sich zu entziehen gesucht hatte. Mit seiner und gerade mit dieser Verlobung erfüllte Luthardt den Wunsch seines Vaters, den er darüber gesprochen hatte. Seine Braut scheint in vieler Beziehung sehr anderer Natur gewesen zu sein als er, aber eben dadurch eine rechte, heilsame Ergänzung für ihn. „Ich konnte es allmählich an mir selbst wahrnehmen, wie meine Herbigkeit sich milderte, meine Härte erweichte und der düstere Zug meines Wesens zu schwinden begann". Im Jahre 1850 heirathete er als Gymnasialprofessor in München, wo allerdings seines Bleibens nicht mehr länger als ein Jahr sein sollte.

Zu einer Veränderung seiner Lage war Luthardt für jeden Fall entschlossen. Im Laufe der Münchener Zeit war ihm von anderen der Gedanke an die akademische Laufbahn aufs neue nahe gelegt worden und schließlich auch im eigenen Herzen der Wunsch danach erwacht. Da er auf keinen Fall seinen festen und gesegneten Beruf mit der Unsicherheit des Privatdozenten vertauschen wollte, so stand ihm als einziger Weg zu jenem Ziele das Amt eines Repetenten in Erlangen offen, denn dieses bot eine Besoldung und ermöglichte die Habilitation. Ueber diese Einrichtung aber bestanden eben damals zwischen dem Oberkonsistorium in München und der Fakultät Meinungsverschiedenheiten, die, wenn man bei Thomasius: „das Wiedererwachen des evangelischen Lebens in der lutherischen Kirche Bayerns" über die ursprüngliche Ordnung nachliest, verständlich werden. Das Repetenteninstitut war erst durch den Präsidenten von Roth unter Mitwirkung von Höfling ins Leben gerufen worden. Die bayerischen Studirenden der Theologie wurden unter die spezielle Aufsicht eines königlichen Ephorus gestellt und ihnen ausnahmslos die Verpflichtung auferlegt, in vierjährige Kurse getheilt, außer den akademischen Vorlesungen die sogen. Repetitorien von vier

Kandidaten der Theologie zu besuchen, welche, dem Ephorus beigegeben, mit der Universität in keiner organischen Verbindung standen. Das erste Jahr war alttestamentlichen, das zweite neutestamentlichen exegetischen Uebungen gewidmet, das dritte der historischen, das vierte der systematischen Theologie. Ephorus und Repetenten hatten über die Studirenden weit mehr Gewalt, als die Fakultät, und waren befugt, über dieselben vollkommen selbstständig zu urtheilen; zum Besuch der Repetitorien waren sie streng verpflichtet, während ihnen der Besuch der Vorlesungen frei stand; es wurde auch dort nicht eigentlich repetirt, sondern der sogen. Repetent behandelte seinen Stoff mit vollster Freiheit und Selbständigkeit. Als Ephorus wurde bestellt der gleichzeitig zum Professor der praktischen Theologie berufene Höfling. Doch hatte er die Repetenten weder zu ernennen, noch vorzuschlagen; das ganze Institut war auch nicht einmal dem Oberkonsistorium, sondern direkt dem Ministerium des Innern unterstellt. Tüchtige Leute, wie Hofmann, H. Schmid, H. Thiersch, Schöberlein, Wiesinger, haben sich damals von Repetentenstellen aus den Weg ins akademische Lehramt gebahnt. Als aber im Jahre 1848 die volle Lehr- und Lernfreiheit für die Universität eingeführt wurde, fiel auch jenes Institut als freiheitsbeschränkend. In den Vorlesungsverzeichnissen führen seitdem nur noch die zuvor ernannten und mittlerweile habilitirten Privatdozenten den Titel Repetent weiter; seit Winter 1850/51 ist nur noch ein Nägelsbach übrig. Luthardt machte mehrfach den Versuch, doch noch angenommen zu werden, und das Oberkonsistorium erlaubte ihm, mit Rücksicht auf seinen Plan der Habilitation das Amtsexamen ein Jahr vor dem gesetzlichen Zeitpunkte zu machen; schließlich aber wich man in München vor der entschiedenen Opposition der Erlanger Fakultät, besonders Hofmann's, zurück. Luthardt mußte sich darein ergeben. „Es war mir ein großer Schmerz, auf diese Zukunft verzichten zu müssen; aber ich verzichtete völlig darauf".

Da er doch in München nicht bleiben konnte, hatte er sich in Nördlingen um die erledigte unterste Pfarrstelle beworben. Die Nachricht, daß er gewählt sei, traf fast an seinem Hochzeitstage

in Schweinfurt ein. Er wurde jedoch von Altersgenossen darauf aufmerksam gemacht, daß es vor der Zeit sei, indem ihm nur für die Zwecke der Habilitation gestattet worden sei, das Amtsexamen früher abzulegen. Infolgedessen nahm Luthardt die Wahl nicht an und blieb bei diesem Verzichte, auch als seine Behörde ihm die Annahme ausdrücklich freistellte. Es sollte ihm zum Segen sein. So blieb er noch ein Jahr in München am Gymnasium. Ueber seinen Unterricht, insbesondere den heilsgeschichtlichen Aufriß, den er dem Ganzen gab, belehren mehrere Aufsätze „Zum Religionsunterricht auf Gymnasien", die er in der schon genannten Erlanger Zeitschrift erscheinen ließ. Ein Jahr nach seiner Verheirathung, 1851, wurde er vom Oberkonsistorium in München zum Repetenten in Erlangen ernannt, mit dem privaten Geheiß, an seine baldige Habilitation zu denken. Es war das eine vereinzelte Wiederaufnahme der 1848 gefallenen Einrichtung.

Indessen die Fakultät sträubte sich energisch dagegen, daß ihr auf diese Weise ferner Privatdozenten oktroyirt würden. Darunter hatte Luthardt zu leiden. Zwar erwarb er sich mit seiner Schrift de compositione evangelii Joannis (Nürnberg 1852) und mit einer Disputation, welche er durch eine Rede über Lessing als einen Apologeten des Christenthums einleitete, die Würde eines Lizentiaten, doch wurde ihm drei Semester lang die Habilitation verweigert. Aber auch dies diente ihm zum Heile. Denn auf diese Weise gewann er freie Zeit für eigene wissenschaftliche Arbeit. Diese wandte er im Besonderen an das Evangelium Johannis, da ihn die kritische Auseinandersetzung mit der Tübinger Schule schon in München auf die Evangelienfrage geführt hatte. Hieraus entstand das für seine Zukunft grundlegende Werk „Das johanneische Evangelium, nach seiner Eigenthümlichkeit geschildert und erklärt", zwei Theile, Nürnberg 1852/53. Wie schon der Titel besagt, will das Buch nicht ein Kommentar im herkömmlichen Stile sein, sondern in erster Linie einen Totaleindruck von dem Evangelium und seiner besonderen Art vermitteln. Daher sind hier die allgemeinen grundlegenden Untersuchungen, in denen ebenso die



gedankenmäßige Einheit als die Geschichtlichkeit des Evangeliums aufgezeigt wird, das Wichtigste. Darunter sind besonders verdienstvoll die Untersuchungen über die Sprache, die Nachweise der alttestamentlichen Bedingtheit des Evangeliums, sowie der lebendigen und geschlossenen Charakteristik der in ihm vorkommenden Personen (vgl. dazu Ztschr. f. Prot. u. Kirche Nr. 23 [1852] S. 321 ff.: Die Personen im johanneischen Evangelium). Im Anschluß an Hofmann's Methode der reproduzirenden Exegese gibt er im Kommentar vor allem den Gedankengang des Ganzen wieder, um die Grundanschauung zu bewähren und von da aus das Einzelne verstehen zu lehren und Schwierigkeiten zu beheben, die nur durch isolirte Betrachtung des einzelnen entstanden waren.

Während nun aber Luthardt von der vollen Lehrthätigkeit noch zurückgehalten wurde und auf die wissenschaftlichen Besprechungen mit Studenten beschränkt blieb, auf die er jedoch schon hierbei einen bedeutenden Eindruck machte, ließ er sich seiner Neigung gemäß bald wieder in allerlei praktische Bethätigung hineinziehen. Zunächst predigte er öfters im Universitätsgottesdienste und bewies da seine hervorragende, eigenartige Predigtbegabung. Ein Zeugniß und eine Probe davon geben „Zehn Predigten", die er unter diesem Titel 1855 als Professor in Marburg hat drucken lassen (bei A. Deichert, Erlangen) und in der Widmung an den gleich zu erwähnenden Freund, den bayerischen Pfarrer Julius Schunck, als nur theilweise in Marburg, zum anderen Theile in München und Erlangen gehalten bezeichnet, wie denn auch „jüngere Freunde in Bayern" ihn aufgefordert hatten, sie drucken zu lassen. Diese Predigten sind sehr lehrreich, um Luthardt's damalige Position — es ist keine andere als die später innebehaltene — und seine Predigtweise zu erkennen. Mit weitem, umfassendem Blick schaut er das Einzelne und den Einzelnen immer im Zusammenhange des großen Ganzen; die heilsgeschichtlichen Anschauungen Hofmann's ziehen sich, oft sogar bis ins einzelne, durch sie hindurch; der Grundton ist der Ruf zur Buße, aber es läßt ihn einer erklingen, der nicht nur mit scharfem Blick und ernstester sittlicher Empfindung die tiefen Schäden der Sünde wahrnimmt, sondern

zugleich die Seelen wie die ganze Gemeinde und sonderlich die eigene lutherische Kirche mit brünstiger Liebe umfaßt. Eine Probe aus einer Pfingstpredigt, worin er unter anderem ausführt, wie nöthig der Pfingstgeist Christi sei, möge zugleich als Probe für die vielleicht noch etwas jugendlich überreiche, aber doch wuchtige und edle Rhetorik dieser Predigten dienen. Da sagt er: „Soll ich von unserer Kirche reden, der Kirche lutherischen Bekenntnisses, der Kirche unseres Landes? O laßt mich lieber schweigen. Ihre Mauern sind verstört, ihre Gottesdienste verfallen, in ihren Grenzen ist keine Zucht, in ihren Kindern keine Pietät, sie schlagen der Mutter ins Antlitz und höhnen sie, oder kehren ihr verächtlich den Rücken. Und die ihr dienen wollen — o des Schmerzes! — statt sie zu bauen in Liebe, mehren sie Hader und Zank. O beug' dein Haupt, verhüll' dein Antlitz, sitz' am Boden, meine Kirche. Du, vordem die edle Magd des Herrn und die Gerühmte von ihren Kindern, nun gleich als eine Witwe und eine betrübte Mutter, auf welche ihre Söhne Schmerz und Jammer häufen. O daß er kommen möchte, der Tröster, und Frieden zusagte unserer Mutter, daß er sie aufrichtete in Kraft und sie und uns erfreuen möchte, die wir so lange trauern müssen!"

Zu weiterer praktischer Thätigkeit regte ihn bald Julius Schunck, damals Stadtvikar in Erlangen, an, mit dem er von früher her bekannt war und bald sehr eng befreundet wurde. Da wurde ein Armendistrikt übernommen, an Sonntag Nachmittagen wurden regelmäßig Kindergottesdienste gehalten und Beiträge für Schunck's „Puckenhofer Blätter" geliefert. Ferner gab er am Gymnasium Hebräisch und konfirmirten Professorentöchtern Unterricht in Literatur, Geschichte und dergl. Aber solch praktische Bethätigung war für Luthardt zugleich Erfrischung, und ihm auch von seiner Theologie aus Bedürfniß; er wollte immer nur von einer solchen Theologie wissen, die für die praktische Verwerthung fruchtbar sei.

Wir sind aber mit dieser Schilderung seines praktischen Wirkens der Zeit vorausgeeilt. Denn mittlerweile hatte es Luthardt durch einen persönlichen Schritt beim Minister durchgesetzt, daß ihm die

Habilitation gestattet wurde. Fast dreißigjährig sammelte er als Privatdozent zum ersten Male ein Kollegium um sich. Das Verhältniß zu der Fakultät, seinen ehemaligen Lehrern, war trotz der erwähnten prinzipiellen Differenzen überaus freundlich. Insbesondere knüpften sich jetzt noch engere Beziehungen zu Hofmann, dessen Schriftbeweis eben in jenen Jahren (1852—1856) in erster Auflage erschien.

Erst unter diesen Einflüssen hat Luthardt laut seinen Aufzeichnungen die spekulativen Gedanken der Theosophie ganz aufgegeben und wurde ihm die Theologie immer ausschließlicher Heilslehre. „Nicht Mittheilung der Natur Gottes, sondern Erfahrung seiner Liebe ist es, was wir brauchen und haben in Jesu Christo. Von ihm aus muß die ganze Theologie sich entfalten, in jedem Moment auf ihn sich zurückziehen können. Was nicht von ihm aus erkannt und gewonnen ist, was nicht zum Heile in Christo mitgehört, hat keinen Platz in der Theologie". Wenn nun Luthardt von dieser Veränderung sagt, daß er noch mehr Hofmannianer geworden sei, als er zuvor war, so wird doch nicht übersehen werden dürfen, daß dabei mehr die Resultate und die ganze heilsgeschichtliche Auffassung als die dogmatische Methode Hofmann's auf ihn eingewirkt haben, denn gerade das Hauptargument Hofmann's: es gibt keine theosophische Wiedergeburt, von der aus uns jene spekulativen Erkenntnisse gewiß werden, sodaß wir von diesem neuen Bewußtsein aus ein entsprechendes System aufbauen könnten, wie von der Thatsache der christlichen Wiedergeburt aus das Lehrganze der systematischen Theologie, gerade dieses Argument vermochte sich Luthardt nicht anzueignen; und in anderer Beziehung bot wieder Hofmann's Theologie manche Anknüpfung für theosophische Gedanken. Höher mithin als solch einzelne Punkte wird man das wirkliche Freundschaftsverhältniß schätzen müssen, das sich zwischen dem älteren in sich streng abgeschlossenen Hofmann und dem beweglicheren und aufnahmefähigeren Luthardt bildete. Denn dieses Verhältniß hat fortgedauert und sich entwickelt und vertieft, auch als Luthardt nach kurzer Lehrthätigkeit von Erlangen schied.

Es wird gegen Ende 1853 gewesen sein, als Luthardt von Vilmar, der damals vortragender Rath im Ministerium des Innern zu Kassel war, eine außerordentliche Professur in Marburg angeboten erhielt. Dort war nämlich eine Lücke entstanden, als der schon erwähnte Heinrich Thiersch, der 1843 von Erlangen nach Marburg berufen worden war, infolge seines Uebertrittes zum Irvingianismus 1850 seine Professur hatte niederlegen müssen. Indessen scheinen Senat und Fakultät an dieser neuen Berufung nicht betheiligt gewesen zu sein. Da die Bedingungen günstige waren und seine Lehrer ihm zuredeten, so nahm Luthardt an, obgleich bereits auch die Erlanger Fakultät ein Extraordinariat für ihn beantragt hatte. Bei seinem Weggange von Erlangen wurde ihm auf Anregung Nägelsbach's von der philosophischen Fakultät die Doktorwürde ehrenhalber zu Theil, und zwar mit Rücksicht auf seine Untersuchungen über die Sprache des Johannesevangeliums in dem genannten Werke. Wurde Luthardt auch aus Verhältnissen gerissen, wo er und seine Frau recht heimisch geworden waren, so war ihm doch die Berufung sehr willkommen, besonders auch, weil er sich in Erlangen etwas zu tief in zeitraubende praktische Bethätigungen eingelassen hatte.

Freilich warteten seiner manche Schwierigkeiten, und mitten in allerlei Gegensätze sollte er hineingestellt werden. Man braucht ja nur die Namen Vilmar und Heppe zu nennen, um sofort an die konfessionellen Differenzen erinnert zu werden, die innerhalb der Kirche Kurhessens bestanden. Während Vilmar die Ansicht vertrat, daß die sogen. niederhessisch-reformirte Kirche, weil ruhend auf dem unveränderten Augsburgischen Bekenntniß, eigentlich und jedenfalls in der Lehre lutherisch sei, so vertrat der Marburger außerordentliche Professor Heppe den reformirten Charakter der hessischen Kirche, indem er dabei von einer eigenthümlichen Beurtheilung der Reformation überhaupt ausging. Er urtheilte nämlich, daß Melanchthon als der eigentliche Reformator zu betrachten und als solcher der geistige Urheber der deutsch-reformirten Kirche geworden sei, als das einseitige Lutherthum der Konkordienformel sich von der gemeinsamen altevangelischen Grundlage ent-

fernte. Da nun aber die Kirche Oberhessens selbst wesentlich lutherisch geblieben war unter ihrem selbstgewählten Marburger Superintendenten, so waren an der Universität beiderlei Richtungen vertreten. Aber noch eine andere Bewegung erschwerte die Verhältnisse in Marburg. Thiersch hatte bei seinem Uebergange zum Irvingianismus zwar keine so große, wie er vielleicht gehofft hatte, aber doch eine beachtenswerthe Gemeinde mit sich gezogen, welcher er nach Niederlegung seines Lehramtes weiter diente.

In diesen Kampf der Geister trat Luthardt hinein, als er Ostern 1854 nach Marburg übersiedelte. Es ist bezeichnend, mit welcher Bestimmtheit und Festigkeit er sich alsbald seinen Platz sicherte. „Ich hatte zu versuchen", schreibt er, „wie es mir gelingen werde, inmitten gegensätzlicher Parteien die Wahrheit des lutherischen Bekenntnisses in Lehre und Thun zu vertreten". So setzte er sich denn zunächst mit Heppe persönlich auseinander und erklärte ihm, daß er es nicht schweigend dulden werde, wenn er fortfahre, das Lutherthum wie bisher in seinen Schriften zu verunglimpfen. Ebenso suchte er auf Grund der früheren Bekanntschaft Thiersch auf und forderte auch diesen zu gegenseitiger und zwar regelmäßiger Aussprache heraus. Dies veranlaßte ihn, sich eingehender mit der Literatur des Irvingianismus und den eschatologischen Fragen und Schriftstellen, besonders mit der Offenbarung Johannis zu beschäftigen. War schon Hofmann's Theologie geeignet, ihn auf die Bedeutung der Eschatologie hinzuführen, so leisteten ihm weitere Dienste die damals erscheinenden Schriften von Auberlen über Daniel und Apokalypse, sowie von M. Baumgarten über die Nachtgesichte des Sacharja. Er urtheilte: „Die Eschatologie ist von eminent praktischer Bedeutung". Von diesen Studien legen mehrere mit E. L. unterzeichnete Aufsätze der Erlanger Zeitschrift 1855 und 1856 Zeugniß ab, die er zum Theil nachmals in seine Schrift: „Die Lehre von den letzten Dingen 1861" mit aufgenommen hat. Nach seinem Weggange von Marburg hat Luthardt, eine kleine Episode in der allerersten Leipziger Zeit abgerechnet, keine Berührungen mehr mit dem Irvingianismus gehabt. Aber eine bleibende Frucht ist ihm aus jenen Be-

schäftigungen erwachsen, nämlich die nüchterne Beurtheilung der kirchlichen Gegenwart; insbesondere ergab sich ihm aus dem Fortbestande des Weltreiches „die Aufgabe, mit den inneren Mächten des nationalen Lebens in freien Verkehr und lebendige Beziehung zu treten und auf die nationalen Güter des volksmäßigen Lebens liebend einzugehen".

Von den anderen Mitgliedern der theologischen Fakultät, Henke, Gildemeister, Dietrich, Ranke, Scheffer war es der erstgenannte Vertreter der historischen und praktischen Theologie, mit dem Luthardt in ein freundschaftliches Verhältniß trat, trotz der großen Verschiedenheit der Charaktere und der theologischen Stellung; denn wie in Luthardt alles auf Bestimmtheit und Festigkeit drängte, so liebte es Henke, mit seinen theologischen Anschauungen in der Schwebe zu bleiben. Doch die Lauterkeit des Charakters wurde wohl von jedem am anderen empfunden und anerkannt. Im Januar 1856 besuchten sie zusammen die Nachbaruniversität Gießen. Luthardt lernte hier die Reste der einstigen katholisch-theologischen Fakultät, Lutterbeck und L. Schmid, kennen und debattirte mit ihnen über die Konsequenzen des römisch-katholischen Systems.

Gelesen hat Luthardt in Marburg neutestamentliche Exegese, Dogmatik und auch Dogmengeschichte, und zwar sehr fleißig, denn der Vorlesungsplan gibt allein für sein letztes Semester 1855/56 Lehrinhalt der synoptischen Evangelien, Hebräerbrief und Dogmatik an. Wissenschaftlich hat er sich auch mit dem Johannesevangelium weiter beschäftigt, und 1856—57 in der Erlanger Zeitschrift eine längere gelehrte Arbeit über Justin den Märtyrer und das Johannesevangelium veröffentlicht.

Nicht minder aber bot er auch wieder seine reiche Befähigung und Arbeitskraft für praktisch-kirchliche Zwecke dar und zwar in steigendem Maße Daß er seine Predigtthätigkeit in Marburg fortsetzte, erwähnten wir schon. Außerdem hielt er an einem Wochentage im Schullokal des Waisenhauses Bibelstunden und übernahm einen großen Bezirk im freiwilligen Armenverein. Diese praktische Arbeit aber wuchs bedeutend, als er im letzten Winter

für den erkrankten lutherischen Superintendenten die Predigten und den Konfirmandenunterricht übernahm, neben der sehr reich bemessenen Thätigkeit in seinem Lehramte. Aber er bewältigte auch dieses. In den Bibelstunden wechselte mit ihm der seit Beginn des Winters als Professor nach Marburg versetzte Vilmar ab. Doch ist ihm Luthardt nicht näher getreten; seine Theorie vom kirchlichen Amte, die den Mittelpunkt seiner Theologie bildete, erschien dem Erlanger Theologen fremdartig und unevangelisch. Es war vielleicht günstig, daß diese beiden Männer sich ferner gerückt wurden.

Luthardt war von Marburg aus in nahen Beziehungen zu Erlangen, insbesondere zu Hofmann geblieben. Am 30. Dezember 1855 begleitet dieser die Zusendung des letzten Theiles seines Schriftbeweises an Luthardt mit den Worten: „So ist nun aus diesem Brief ein Begleit- und Empfehlungsschreiben für mein Buch geworden, von dem ich freilich weiß, daß Sie es auch ohne das freundlich aufnehmen. Werde ich doch wenige Leser finden, welche so geneigt sind wie Sie, über die Gebrechen, an denen es leidet, hinweg und auf den Zweck, dem es dienen will, zu sehen. Sie wissen, daß ich am liebsten blos eine Theorie der Schriftbeweisführung gegeben hätte, und es nur deshalb nicht dabei gelassen habe, weil die Theorie ohne einen Versuch ihrer praktischen Durchführung wirkungslos geblieben wäre". In demselben Briefe sind auch die Verhandlungen erwähnt, in deren Verlauf schließlich Luthardt nach Leipzig gerufen werden sollte. Hofmann schreibt, daß er den Ruf nach Leipzig — als Nachfolger des zum Oberhofprediger in Dresden ernannten Liebner — vor allem mit Rücksicht auf die Einhelligkeit der Erlanger Fakultät abgelehnt, und daß man in die durch Engelhardt's Tod entstandene Lücke Kahnis berufen habe. „Wir haben, schreibt er, dabei natürlich auch Ihrer gedacht. Da es sich aber, wenn Schmid an Engelhardt's Stelle trat, um eine Besetzung einer Professur der Kirchengeschichte und systematischen Theologie handelte, so mußten wir — einen Vertreter dieser Fächer in Vorschlag bringen, welcher als solcher einen Namen hatte". Von Kahnis schreibt er noch:

„In Leipzig ist seine Stellung in der Fakultät eine fast unerträgliche, und er sehnt sich heraus, wenn er nicht Verstärkung erhält, wozu jetzt keine Aussicht ist“. Kahnis lehnte diesen Ruf ab, gegen die Zusicherung, daß in die erledigte Professur ein Vertreter der lutherisch-kirchlichen Richtung berufen werde. Dies geschah, indem man nunmehr Luthardt als ordentlichen Professor für systematische Theologie nach Leipzig berief.

Nicht mit leichtem Herzen schied er von dem schönen Marburg. Seiner Person und der Sache, die er vertrat, war in der kurzen Zeit vieler Herzen Liebe gewonnen worden, und auch seine Frau hatte sich überraschend schnell in der neuen Umgebung eingelebt. Im Rückblick auf jene Zeit schreibt er noch zwei Jahre später: „Diese zwei Jahre 1854—1856 werden die schönsten meines theologischen oder kirchlichen Berufslebens bleiben — ein Edelstein leuchtend im Kranze meiner Erinnerungen“. Allerdings trug hierzu gerade seine praktische Thätigkeit, zumal die des letzten halben Jahres in der Gemeinde, ein gut Theil bei. Aber auch in der Fakultät hatte der im Anfange als „Strafbayer“ scheel Angesehene in der kurzen Zeit festen Boden gefaßt. Das kam darin zum Ausdruck, daß man ihm beim Scheiden die theologische Doktorwürde antrug, die er nur deshalb nicht annehmen konnte, weil ihm die gleiche Ehre bereits von Erlangen aus zugedacht war und das betreffende Erlanger Statut die Annahme desselben Grades von anderswoher untersagte. So hatte er, kaum 33 Jahre alt, bereits die höchste Stufe der akademischen Laufbahn erstiegen. Wie er selbst seinen Weg und insbesondere diese schnellen Erfolge beurtheilte, davon möge noch eine Stelle aus jenen Aufzeichnungen Zeugniß geben: „Es ist mir stets ein Trost gewesen wider verzagende Gedanken, daß ich nicht selbst die Bahn gewählt, auf der ich nun stehe, sondern von Gott diesen Weg geführt wurde. Er wird es wissen, warum und wie lange. Aber auch auf diesem Wege hat er mich mit wunderbarer Freundlichkeit geführt. Von allem dem Schweren, was besonders mit dem Beginn dieser Laufbahn verbunden zu sein pflegt, habe ich fast nichts zu erfahren nöthig gehabt. Er hat mein Thun über Verhoffen gesegnet und



meinen Gang in einer Weise beschleunigt, die mich demüthigte und fast erschrocken machte. „Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast", das stand mir allezeit vor Augen; und: „weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" war die Antwort, die ich auf jenes Bekenntniß allezeit vernahm und vernehme. Gott hat mich durch Güte, mit der er mich überhäufte, weich machen und unauflöslich an sich binden wollen".

Leipzig sollte fortan die Stätte für Luthardt's Wirksamkeit bleiben, die nach Ausdehnung und Einfluß sehr bald eine höchst bedeutende und umfassende wurde. Man wird innerhalb der Leipziger Zeit mehrere Perioden unterscheiden müssen, deren erste wir bis 1863 rechnen und als die des abschließenden Werdens bezeichnen möchten. Hatte doch Luthardt angesichts des großen verantwortungsreichen Amtes sehr lebhaft die Empfindung, daß er erst noch hineinwachsen müsse. „Mir war es, so schreibt er von der ersten Leipziger Zeit, wie einem, der in einem Gewande einhergehen muß, das ihm viel zu weit ist", und er scherzte wohl gelegentlich darüber, daß sein gelehrter Rucksack damals noch nicht sehr schwer gewesen sei. Dazu kam, daß seine Stellung in der Fakultät zunächst keine leichte war. War er doch an die Seite des isolirt stehenden Kahnis berufen, der überdies noch als der strengste Vorkämpfer des Lutherthums galt, und dem zu jener Zeit sogar konfessionelle Theologen einen „etwas vorlaufenden Eifer der Polemik" nachsagten. Auch hatte die damalige Fakultät und herrschende Richtung keine Ursache, sich für überlebt zu halten; Namen von gutem Klange zierten sie. Da war Großmann, zugleich Superintendent zu St. Thomä, als Kenner Philo's unter den Gelehrten, als Mitbegründer und Pfleger des Gustav-Adolf-Vereins in der ganzen protestantischen Welt bekannt; ferner Winer, der nach guter sächsischer Tradition vor allem die biblische Wissenschaft anbaute und das biblische Sprachstudium durch seine „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms" in epochemachender Weise förderte. Seine exegetischen Vorlesungen wurden sehr geschätzt und gern gehört. Neben ihm stand als in gleicher

Richtung wirksam Anger; die alttestamentliche Wissenschaft vertrat der als Exeget, besonders aber als Kenner der hebräischen Sprache und der biblischen Geographie berühmte Friedrich Tuch. Eine etwas andere Richtung vertrat Brückner, seit Liebner's Weggang ordentlicher Professor für praktische Theologie und erster Universitätsprediger, der von großem Einflusse auf die Studirenden war und vor allem als Prediger eine ganz außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Zunächst noch ordentlicher Honorarprofessor hatte auch Tischendorf bereits einen angesehenen Namen, weniger durch sein Wirken als Lehrer, als durch seine wissenschaftlichen Entdeckungen und Veröffentlichungen. Wir können uns daher nicht verwundern, daß das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt" im Sommer 1856 mit Befriedigung auf den Stand der Leipziger theologischen Fakultät hinweist und als besonders bemerkenswerth einmal die Anzahl der Nichtsachsen unter den Theologie Studirenden (62 unter 189), sodann die große Zahl von Vorlesungen über das Neue Testament hervorhebt.

Ohne sich durch manche schwere Erfahrung im nächsten Verkehre niederbeugen zu lassen, griff Luthardt seine Aufgabe mit frischem Muthe an. Er hielt im Sommer 1856 — jedoch sicher nicht als einzige — eine zweistündige Vorlesung über den „Lehrinhalt der symbolischen Schriften der evangelisch-lutherischen Kirche nach seiner geschichtlichen Entwickelung". In der Einleitung hat er nach seinem Manuskripte kräftig und charakteristisch sich gegen Lessing's bekanntes Wort ausgesprochen, daß, wenn Gott in seiner Linken das Suchen nach der Wahrheit, in seiner Rechten den Besitz der Wahrheit hielte und ihm die Wahl ließe, er nach der Linken greifen würde. Das sei „zweifach unrichtig geredet. Fürs erste darum, weil allerdings auch für uns Menschen der Besitz der Wahrheit bestimmt und auch nöthig ist. Wir wären unglückselige Geschöpfe, wenn wir zu bloßem Suchen verurtheilt wären. Es hat sich das zwar für Protestantismus ausgeben wollen, als unterschiede dies ihn vom Romanismus, hat sich aber damit unter das Gericht des apostolischen Wortes von denjenigen gestellt, welche immerdar lernen und nicht zur Erkenntniß der Wahrheit

kommen können. Nein, wir greifen kühn und keck nach der Rechten Gottes und achten ihren Besitz nicht zu hoch und göttlich für uns. Ist doch Christus der Herr zur Rechten Gottes, und dieser ist die Wahrheit. Mit der Rechten Gottes aber sind wir gewiß, auch die Linke in Kauf zu erhalten, denn es ist das Lessing'sche Wort auch um deswillen unrichtig, weil die Wahrheit nicht ein todter Schatz, sondern ein Leben ist, nicht ein Sein blos, sondern auch ein Werden, das Haben derselben nicht ohne ein Suchen und Forschen, ihr Wissen nicht ohne Lernen. Denn aus der Fülle Christi schöpft man eins ums andere, und der kirchliche Glaube, das kirchliche Bekenntniß ist ja nur Explikation dessen, was im Glauben an Christum, in der Erkenntniß und dem Bekenntniß Christi beschlossen ist. Darum ist der bekenntnißmäßige Wahrheitsbesitz der Kirche der Gegenwart nicht ohne die Gewähr einer weiteren Entwickelung desselben, der Besitz der gewonnenen Erkenntniß zugleich das Unterpfand tieferer und weiterer Erkenntniß. Und was uns so verheißungsweise gegeben ist, ist zugleich die Aufgabe, die uns aufgegeben, die Pflicht, die uns auferlegt ist. So weist uns das Bekenntniß in die Zukunft; das kirchliche Bekenntniß vertreten heißt der Zukunft der Kirche auch im Gebiet der Erkenntniß dienen. Nur wo dieses stattfindet, ist auch jenes in richtiger Weise vorhanden". Man wird in diesen Worten eine Art Programm sehen dürfen. Beachtenswerth an ihnen ist vor allem dies, wie Festigkeit und Fortschritt miteinander verbunden und zu einander in Beziehung gesetzt werden; die Erlanger Bildung ist nicht zu verkennen. Der Gedanke dieser Vorlesung aber und ihr Aufriß weist speziell auf Thomasius zurück. Luthardt hat sie oft und gern wiedergehalten. Ebenso ist sein sonstiger Bestand an Vorlesungen sich im wesentlichen von Anfang an gleich geblieben. Sie umfassen die systematische und exegetische Theologie. Während auf jenem Gebiete Dogmatik und Ethik — neben kleineren einleitenden Vorlesungen — die wichtigsten sind, so auf diesem Johannesevangelium, Römerbrief, Hebräerbrief, Synopse. In früherer Zeit hat er auch mehrfach alt- und neutestamentliche Theologie und Leben Jesu gelesen.

Bald gewann Luthardt festen Boden. Er selbst schreibt 1858: „es ist in der Wirksamkeit vieles viel leichter und besser geworden, als ich zu hoffen wagen durfte". Schon im April 1857 aber sagt Hofmann in einem Briefe, auf Nachrichten hin, die er durch Delitzsch erhalten habe: „ich freue mich, daß Sie so feste Wurzeln schlagen in ihrem Berufskreise". Und wenn derselbe am 4. Januar 1860 einen Brief beginnt „mit freudiger Danksagung gegen Gott, der deine Wirksamkeit unter der studirenden Jugend, wie ich noch jüngst wiederholt vernommen habe, so reichlich segnet", so schreibt er am 25. Mai 1862 sogar: „an Eurer Fakultät wirst Du nun auch Kahnis an Umfang des Wirkungskreises überbieten". In der That findet auch von 1856 an eine stetige Zunahme der Theologie Studirenden statt; zunächst allerdings der einheimischen, d. i. sächsischen (von 127 auf 180 im Wintersemester 1859/60), während die Zahl der Nichtsachsen zunächst noch sich gleich bleibt (Sommersemester 56 : 62, Wintersemester 59/60 : 64).

Luthardt's Bedeutung wurde auch gleich in jener ersten Zeit durch mehrere Berufungen nach auswärts anerkannt. Offenbar war es nicht lange nach seiner Uebersiedelung, als er aufgefordert wurde, der Nachfolger des mittlerweile verstorbenen Marburger Superintendenten, den er vertreten hatte, zu werden. Zugleich sollte er an der Universität als Professor lehren. Die Verhandlungen scheiterten daran, daß Luthardt für die Superintendentur größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit forderte, als man gewähren konnte. Bereits im Jahre 1860 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen. Er wandte sich an Thomasius und Hofmann um Rath, den ihm, da jener abwesend war, Hofmann allein ertheilte. Er weist auf die konfessionellen Schwierigkeiten hin; Luthardt dürfe sich die klare Stellung zum lutherischen Bekenntniß durch keine Rücksicht beeinträchtigen lassen. Hofmann erklärt, daß ihm in dieser Beziehung gleich die Frage wegen Theilnahme Reformirter an der Universitäts-Abendmahlsfeier „schlechthin entscheidend" sein würde. Ob nun dieser Grund oder das Dringen der sächsischen Regierung oder beides für Luthardt maßgebend gewesen ist: jedenfalls lehnte er den Ruf ab

und blieb in Leipzig. Man wird es auch um seinetwillen als Fügung Gottes preisen dürfen, daß er weder nach Marburg, noch nach Göttingen kam. An beiden Orten wäre er durch die Ereignisse von 1866 gewiß in die schwersten inneren, vielleicht auch äußeren Konflikte gerathen — man denke nur an Vilmar's zerstörten Lebensausgang —, in Leipzig dagegen behielt er eine Freistatt zu größerer und unabhängigerer Wirksamkeit.

Aber auch für Leipzig und Sachsen war es erfreulich, daß Luthardt blieb. Denn sein Wirken, das auch hier wieder über die Grenzen der Universität hinausgriff, hatte bald allgemeinere Bedeutung gewonnen. Er fand aber den Boden nicht unbereitet. Vor ihm hatten schon andere gearbeitet und arbeiteten zum Theil neben und mit ihm weiter, und er war in ihre Arbeit gekommen. Eine kurze, aber geradezu schöpferische, auf alle Kreise sich erstreckende Wirksamkeit hatte Adolf Harleß in Leipzig seit 1845 entfaltet, zunächst als Professor an der Universität, von 1847 an außerdem noch als Pastor zu St. Nicolai. Und als er 1850, wenn auch wieder nur für wenige Jahre, als Oberhofprediger nach Dresden ging, wirkte er auf das ganze Land mit dem Erfolge, daß man den Muth fand, den Bann des Rationalismus abzuschütteln und sich auf die guten Grundlagen des kirchlichen Bekenntnisses wieder zu besinnen. Eine sächsische Pastoralkonferenz, von mehreren geachteten und bekenntnißtreuen Geistlichen einberufen und im August 1850, im Zusammenhange mit den Dresdener kirchlichen Festen, abgehalten, wurde die erste in einer Reihe gleichartiger segensreicher Zusammenkünfte. Jene erste Konferenz beschloß auch die Herausgabe eines sächsischen Kirchen- und Schulblattes auf bestimmtem kirchlichen Grunde, welches Juli 1851, zunächst unter der Redaktion des Leipziger Dozenten Lic. D. Hölemann, zu erscheinen begann und bald, zumal als Kahnis, seit 1853, die Leitung übernahm, immer entschiedener die Gedanken der konfessionellen Theologie unter der Geistlichkeit des Landes zur Herrschaft bringen half. Aber Harleß hatte auch die anderen evangelisch-lutherischen Landeskirchen im Auge behalten und auf den Konferenzen, die er seit 1848 „zur Be-

rathung allgemeiner Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Kirche" im Anschluß an das Jahresfest der Heidenmission in Leipzig hielt, den Versuch gemacht, sie zu einheitlicher kirchlicher Aktion zusammenzufassen, wie denn gleich im ersten Jahre aus Vertretern der verschiedenen Landeskirchen ein ständiger Ausschuß „zur Wahrung der evangelisch-lutherischen kirchlichen Interessen" ernannt worden war. Im Jahre 1851 weist die Präsenzliste 227 Namen auf, und dabei waren die Konferenzen, wie der Herausgeber des sächsischen Kirchen- und Schulblattes 1851 klagt, bis dahin „fast mehr vom Auslande, als von Sachsen selbst besucht". In allen diesen Beziehungen aber setzten Harleß' Nachfolger in Leipzig das Begonnene treu und tüchtig fort: einerseits Kahnis an der Universität, andererseits der gottbegnadete, einflußreiche Prediger und Seelsorger Fr. Ahlfeld, Pastor zu St. Nicolai. Beide suchten auch auf Konferenzen und bei kirchlichen Festen mit den Geistlichen Fühlung zu gewinnen. Ein selbständiger Quell- und Mittelpunkt kirchlichen Lebens war das Leipziger Missionshaus mit Graul als Direktor und dem durch seine Bibelstunden bekannten Besser als Kondirektor; jener von Luthardt als „einer der bedeutendsten Menschen, die er kennen gelernt habe", bezeichnet, der für Praxis und Theorie der lutherischen Heidenmission die Grundlinien mit sicherer Hand gezogen hat, dieser ein sprühender Feuergeist. Zu den genannten Persönlichkeiten trat hinzu zunächst als zweiter Universitätsprediger (1856), dann auch als außerordentlicher Professor der sinnige und gedankenreiche von Zezschwitz. Diese Männer, wie sie durch innere Gemeinschaft verbunden waren, so bildeten sie, zusammen mit manchem tüchtigen Nichttheologen, auch äußerlich einen Kreis, der zusammenhielt. Der Mittelpunkt desselben war bis zu ihrem frühen Tode 1860 die verwitwete Fürstin Clotilde Reuß, geborene Gräfin Castell, die in Leipzig lebte, um sich dem schwierigen Werke der Erziehung dreier Söhne zu widmen.

In diesen Kreis trat Luthardt ein, und hier ward er sofort mit offenen Armen aufgenommen. Bald ließ er sich auch zur kirchlichen Mitarbeit heranziehen; insbesondere wälzte Kahnis

mehrere seiner Nebenämter auf die jüngeren, tragkräftigen Schultern ab. An seiner Stelle trat Luthardt 1857 in das Missionskollegium, den Vorstand der Leipziger Mission, ein, um wenige Jahre darauf den stellvertretenden Vorsitz darin zu übernehmen; aus Kahnis Händen empfing er im gleichen Jahre die Redaktion des sächsischen Kirchen- und Schulblattes, und man wird, ohne Kahnis als Herausgeber zu nahe zu treten, sagen müssen, daß das Blatt unter Luthardt's Redaktion (bis 1860) seine Glanzperiode gehabt hat. Luthardt hat selbst reiche Beiträge geliefert, viele aus dem Gebiete der Schrifttheologie; ganz besonders aber fesseln seine kraftvollen, zielbewußten Artikel zur kirchlichen Lage, die besonders in den alljährlichen Vorworten, wohl nach Hengstenbergischem Muster, wenn auch in anderem Tone, die kirchliche und theologische Geschichte des vergangenen Jahres noch einmal vorführen und beleuchten, um von da aus Weisung für die Zukunft zu gewinnen und zu geben. Freilich wuchsen diese Artikel, wie besonders das letzte „Vorwort" von 1859 erkennen läßt, über den Rahmen eines kirchlichen Lokalblattes weit hinaus, und so ist es verständlich, daß Luthardt nach einigen Jahren die Redaktion in die Hände eines sächsischen Geistlichen niederlegte. Aber er spricht im Schlußworte seine Freude darüber aus, daß er durch diese Beschäftigung in den kirchlichen Verhältnissen des Landes heimisch geworden sei. Mit seinem praktischen Blicke hatte er auch die Nothstände des kirchlichen Lebens erkannt und auf Abhilfe gedrungen, wie mit Bezug auf die übergroße Ausdehnung der Parochien, zumal in den Städten; sein Sinn für echte Kunst und ihre Verwendung im Dienste des Heiligen, sowie sein ästhetisch gebildetes Urtheil machten ihn zum Vorkämpfer für liturgisch reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes, für Abschaffung manches alten Zopfes, wie der beliebten Zwischenspiele, für Einführung einer verbesserten Agende und eines gemeinsamen guten Gesangbuches; in allem aber suchte er ein vielfach verwaschenes und charakterloses Geschlecht zu christlicher und kirchlicher Männlichkeit und Entschiedenheit zu erziehen; bei aller nothwendigen Polemik doch seiner Regel treu: fortiter in re, suaviter in modo. Die

Artikel jener Zeit haben aber noch die Bedeutung, uns erkennen zu lassen, daß die Richtlinien der späteren Kirchenpolitik Luthardt's hier bereits deutlich von ihm vorgezeichnet sind.

Daß Luthardt alsbald auch wieder vor der Universitätsgemeinde predigte, daß er auf der Leipziger Konferenz erschien, daß er hin und her im Lande durch Predigten bei Missionsfesten und Vorträge der Kirche diente, und daß sein Auftreten die betreffende Veranstaltung jedesmal zu einem kirchlichen Ereigniß für die Gemeinde stempelte, braucht nur erwähnt zu werden. Das äußere Bild jener ersten Leipziger Zeit zu ergänzen, diene die Erwähnung, daß Luthardt's häusliches Leben sich ohne besonders schwere Sorgen fröhlich entwickelte. „Wie reich habe ich Gottes Güte im Hause erfahren!“ bekennt er 1858, „ein friedereiches, reich gesegnetes, still befriedigtes Dasein hat er mir bescheert“. Zwei Söhne und vier Töchter wurden ihm geboren und wuchsen heran.

Noch erübrigt uns aber die Aufgabe, Luthardt's theologische Entwickelung innerhalb des angegebenen Zeitraumes zu verfolgen, denn besonders mit Rücksicht darauf habe ich diesen als die Zeit des abschließenden Werdens bezeichnet. Als ungedruckte Quellen stehen hierfür Briefe Hofmann's und Manuskripte Luthardt's zur Verfügung. Luthardt kam nach Leipzig als Schüler Hofmann's. Es war ihm jederzeit sittliches Bedürfniß, was er Hofmann verdanke, auch öffentlich zu bekennen, obgleich ihn dieser schon während seines Erlanger Aufenthaltes darauf aufmerksam machte, daß er dadurch in Gefahr komme, in eine fertige Kategorie eingerechnet zu werden. Nun war eben damals — durch Philippi's Angriff 1856 — der Streit über Hofmann's Lehre, besonders seine Versöhnungslehre, entbrannt. Luthardt's Stellungnahme wurde durch seine Berufung an die Seite von Kahnis erschwert. Denn für diesen war die Hofmann'sche Theologie kein Bildungselement gewesen, während Luthardt durch das kollegialische und bald innig freundschaftliche Verhältniß, das sich zwischen beiden anbahnte, die Nöthigung empfand, sich Kahnis möglichst zu nähern. Dadurch, daß dieser der Behauptung Luthardt's, Hofmann's Ver-



söhnungslehre halte sich innerhalb der Grenzen des kirchlichen Bekenntnisses, die Autorität aller orthodoxen Vertreter des lutherischen Bekenntnisses entgegenhielt, fühlte sich jener in eine „unbehagliche Situation“ versetzt. Da nun Kahnis eingehende Verhandlung der Differenzen zwischen sich und dem neuen Kollegen wünschte, wurde dieser zu erneuter Prüfung seiner theologischen Stellung veranlaßt. Dazu kam, daß er die Verantwortlichkeit des größeren Amtes lebhaft empfand, zumal als er im Winter 1856/57 in Leipzig erstmals Dogmatik zu lesen hatte. Zeugniß hiervon geben Briefe, die er in den Herbstferien an Thomasius und Hofmann richtete. In beiden versucht er sich dessen zu vergewissern, daß Hofmann's Lehre, speziell seine Versöhnungslehre, kein wirkliches Interesse des kirchlichen Bekenntnisses verletze, und daß zwischen ihr und der altorthodoxen Lehre nur der Unterschied einer lebendigen geschichtlichen und einer abstrakt logischen Methode bestehe. Von dieser Voraussetzung aus möchte er aber auch Hofmann veranlassen, seine Sätze nicht mehr als nöthig zu schärfen und zuzuspitzen, sondern mehr auf die sachliche Gemeinsamkeit seiner und der traditionellen Lehre hinzuweisen. In diesem Sinne ist auch ein offenbar gleichzeitiger und, wie es scheint, für Kahnis niedergeschriebener Aufsatz über „die kirchliche Lehre von der Versöhnung nach altorthodoxer und nach Hofmann'scher Darstellung“ gehalten; er beweist, welch eindringende und fruchtbare Beschäftigung Luthardt den durch Hofmann angeregten Problemen gewidmet hat, zugleich aber, wie er — offenbar unter Kahnis' Einfluß — sich tiefer in die orthodoxe lutherische Dogmatik einarbeitet. Indem er zwischen ihr und Hofmann zu vermitteln sucht, weist er den Versuch Tholuck's, Hofmann für eine der osiandrischen verwandte Rechtfertigungslehre in Anspruch zu nehmen, zurück (in einer Rezension von dessen Kommentar zum Römerbriefe, 3. Aufl., Reuter's Repertorium, 1857, S. 21 f.) und erntet dafür Hofmann's Dank (in 2. Schutzschrift, S. 1). Lebhafter brieflicher Gedankenaustausch findet zwischen ihnen beiden statt, wobei Hofmann über den Fortgang seiner Arbeiten ständig berichtet.

Das Jahr 1858 zeigt uns auch bei anderem Anlasse Luthardt Schulter an Schulter mit Hofmann, nämlich in der Beurtheilung der Amtsentsetzung des Professors M. Baumgarten in Rostock. Wie dieser das Rostocker Konsistorialgutachten scharf verurtheilt hatte, so sprach sich auch Luthardt (Sächs. Kirchen- und Schulblatt 1858, S. 105 ff.) gegen dasselbe mit großer Entschiedenheit aus, warf ihm Konsequenzmacherei und eine äußerlich juristische Auffassung der Dinge vor, und legte gegen solche Versuche, „die Theologie falsch gesetzlich zu binden“, Verwahrung ein. Im selben Jahre und im folgenden erfolgte von Dieckhoff und besonders von Kliefoth in der Rostocker kirchlichen Zeitschrift ein umfassender Angriff auf die Hofmann'sche Theologie und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, sie als der Kirche schädlich todtzumachen. Da ergreift Luthardt das Wort für seinen verehrten Lehrer, indem er 1859 mit Bezugnahme auf jene Angriffe und ihre Tendenz ein Sendschreiben an ihn richtet, das er zur Veröffentlichung in der Erlanger Zeitschrift bestimmt (dort erschienen 1859, S. 224—272). Darin bezeichnet er den Versuch, Hofmann's Theologie beseitigen zu wollen, als unrecht, weist auf die Bedeutung der Schriftwissenschaft Hofmann's auch für die Dogmatik hin, tritt ein für das Recht der Individualität in der Theologie und wagt die Behauptung: „so mag wohl auch theologische Erkenntniß und Lehre Gegenwärtiger der Kirche dazu verhelfen, Wahrheiten ihr zum Gemeingut zu machen“, am Schlusse aber erklärt er sich gegen den Subjektivismus in Hofmann's dogmatischer Methode, denn auf diese Weise komme man nur zu Postulaten, nicht zu gewissen Wirklichkeiten: „wir lassen uns erst von der Heilsgeschichte die Thatsachen sagen und bringen sie dann in inneren Zusammenhang“. Dies scheint mir der Höhepunkt in Luthardt's Beziehungen zu Hofmann gewesen zu sein. Am Ostersonntage 1859 schreibt ihm dieser: „Für Ihr Sendschreiben sage ich Ihnen, nachdem es gedruckt ist, wiederholt meinen Dank. Mancherwärts wird man es Ihnen wohl verdacht und übel genommen haben. Um so mehr habe ich Ursache, Ihnen nicht blos dafür verpflichtet zu sein, sondern auch ausdrücklich und mit

Worten zu danken. Ueber den einen Punkt, welcher zwischen uns einer Erörterung bedarf, nämlich über die Unabhängigkeit der systembildenden Arbeit als solcher von der heiligen Schrift, sprechen wir uns wohl ein ander Mal". Im Verlaufe dieses Jahres muß Hofmann auch, nach den Briefen zu schließen, Luthardt das brüderliche „Du" angetragen haben. Alsbald aber tritt auch noch deutlicher hervor, daß Luthardt der Rostocker Theologie nicht so schroff gegenübersteht wie Hofmann, sondern daß er sich mehr in der Rolle des Vermittlers weiß. Fortgehend bearbeitet er Hofmann, daß er seinen Gegnern antworte, um ihr Mißtrauen zu beheben; ja er muß etwas von „allzu großer Zuversichtlichkeit" gesagt haben, mit der jener seine Ergebnisse vortrage. Daher macht er auch, ohne seine Stellung prinzipiell zu ändern, 1860 den Rostockern das Zugeständniß: „Mit einer Reihe von Sätzen und Auslegungen der Hofmann'schen Theologie stimme auch ich nicht. — Daß jene Theologie Irrthümer enthält, will ich nicht leugnen", setzt aber hinzu: „doch welche Theologie ist gegenwärtig davon frei?" (Sächs. Kirchen- u. Schulblatt 1860, S. 44).

In dem allen möchte ich einen stillen, aber bestimmten Einfluß von Kahnis sehen. Zwar fehlen dafür weitere Zeugnisse, da der Verkehr ja wesentlich ein persönlicher, mündlicher war. Um so mehr verdient die folgende Stelle aus den „Erinnerungen" Beachtung: „Ich habe ihm (Kahnis) auch theologisch viel zu verdanken. Er nöthigte mich zu einer Revision meiner Theologie und ihres Verhältnisses zu Hofmann. Die Entwickelung, welche die Schriftwissenschaft mit Hofmann genommen, war Kahnis selbstverständlich wohlbekannt, aber ihm innerlich doch mehr oder minder fremd und fern geblieben. So konnte er sich auch mit meiner Vertretung derselben nur schwer befreunden. Unser theologisches Verhältniß ging daher durch manche wissenschaftliche Reibung hindurch. Ich kann nicht anders sagen, als daß es mir nur heilsam gewesen ist" (2. Aufl. S. 364 f.). Den Erfolg dieser Entwickelung werden wir etwa dahin formuliren dürfen, daß Luthardt bestimmter als bisher in die Linie der orthodoxen

Tradition sich stellte und die Hofmann'sche Theologie mehr nur als Mittel betrachtete, um jene aufzufrischen und in lebensvollerer, zeitgemäßer Gestalt zu reproduziren. Die Voraussetzungen dafür waren ja schon darin gegeben, daß er nicht weniger Thomasius' als Hofmann's Schüler gewesen war.

Daß etwa Kahnis durch die Herausgabe seiner Dogmatik sich Luthardt entfremdet habe, ist um so weniger anzunehmen, als dieser bei seinem nahen Verhältnisse zu Kahnis ihr Werden mit durchlebt hatte und daher von ihren kritischen Aufstellungen nicht überrascht war. Wohl veranlaßte sie ihn zu einem kleinen Artikel „Zur Lehre von der heiligen Schrift", seinem letzten Beitrage zur Erlanger Zeitschrift (März 1862), aber er stimmt darin dem bei, daß die alte Inspirationslehre gefallen sei, und wendet nur Hofmann'sche Gedanken von dem organischen Zusammenhange der heiligen Schrift gegen eine Erneuerung des Unterschiedes von protokanonischen und deuterokanonischen Schriften, wie sie bereits vor Kahnis Philippi vorgeschlagen hatte; er wollte damit, gleich Joh. Gerhard und seinen Nachgängern, die kanonische Würde der heiligen Schriften von den Ergebnissen der geschichtlichen Kritik unabhängig stellen. An der Polemik gegen Kahnis hat er sich nicht betheiligt, vielmehr 1865 in der ersten Auflage seines dogmatischen Kompendiums sein Werk nicht nur ausgiebig benutzt, sondern auch von den bis dahin erschienenen zwei Bänden seiner Dogmatik geurtheilt: „Dieses Werk hat in den Kreisen der lutherischen Theologie mehrfachen Anstoß erregt, über dem man vielfach das Bedeutsame und Fördernde verkannte, welches die apologetischen und biblischen Erörterungen des ersten Bandes enthalten".

Gerade dieser Hinweis läßt vermuthen, daß der Einfluß von Kahnis auch mit bestimmend gewesen ist für das Thema, durch dessen Bearbeitung Luthardt seinen Dank für die Erlanger Doktorwürde der Sitte gemäß abzustatten gedachte. Seine „Lehre von den letzten Dingen" 1861 erschien dafür wohl nicht gelehrt genug; ist sie doch nur „in Abhandlungen und Schriftauslegungen dargestellt", mehr auf das praktische Bedürfniß der Gemeinde be-



rechnet. Dagegen hätte man erwarten mögen, daß Luthardt die Lehre von der Versöhnung bearbeitete. In der That beweist ein Band von Exzerpten und Vorarbeiten, dem manche der im Vorstehenden gemachten Angaben entnommen sind, daß er sich mit diesem Plane seit dem Hofmann'schen Streite getragen hat. Darin ist sogar ein leider nicht datirter, wohl aber nicht später als 1859 anzusetzender Anfang einer weitangelegten Erörterung über dies Thema enthalten. Die Einleitung führt dieselben Gedanken aus, wie die im „freien Willen" (S. 1). Aber diese Arbeit ist unvollendet geblieben, dagegen hat er „die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade" vorgenommen. Den Haupttheil dieses Buches nehmen die geschichtlichen Untersuchungen ein, wie denn auch der Titel den Zusatz erhält: „in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt". Aber doch kommt Luthardt auf bestimmte dogmatische Resultate hinaus, und man wird anzunehmen haben, daß diese Zielpunkte für ihn der Antrieb gewesen sind, dieses Thema zu behandeln. Als solche Ergebnisse aber treten vor allem diese zwei, die jedoch innig zusammengehören, auf: einmal, daß die Bestimmung des „natürlichen Menschen" in der alten Dogmatik eine Abstraktion sei, da auf dem natürlichen Gebiete sittliche Verschiedenheiten erscheinen und sogar ein Vorbereitungsstadium und -Verhalten des Menschen innerhalb jenes Gebietes anzunehmen sei, wonach die einen „im Stande völliger Gottverlorenheit stehen", andere „in dem der Anwartschaft auf die Gnade Gottes in Christo", sodann dies, daß innerhalb des Vorganges der Bekehrung ein Punkt zu fixiren sei, auf welchem eine durch die erneuernde Gnade bedingte freie Selbstentscheidung des Menschen erfolge, durch welche hindurch erst die Bekehrung völlig zu Stande komme. Denn darin sieht er den wesentlichen Unterschied der lutherischen Ansicht von der augustinischen, daß nach dieser Gott die Bekehrung selbst wirkt, nach jener sie nur in wirksamer Weise möglich macht. Konnte nun zwar Luthardt für seine Ansichten sich nicht blos auf die Traditionsreihe von Melanchthon über Chemnitz bis auf Musäus berufen, sondern auch unter den Neueren vor allem seinen Lehrer Thomasius (vgl.

S. 382. 388) für sich anführen, so wird man doch erst recht **daran** erinnern dürfen, wie gerade Kahnis schon in der zweiten **Auflage** seines „Inneren Ganges“ 1860, S. 271 ausgeführt **hatte**, „wie wenig die hergebrachten Gesichtspunkte von dem **absoluten** Verderben des natürlichen Menschen, der nur noch zum **Bösen** Freiheit habe und es höchstens zur iustitia civilis bringe, **durchschlagen**, wenn es sich um die Frage handelt, wie die **Humanität** sich zum Christenthum verhält. Sagen wir es uns **nur** offen, daß wir sowohl auf dem Katheder als auf der Kanzel es noch anders angreifen müssen, als es innerhalb der kirchlichen Richtung hergebracht ist, wenn wir dem, was in der natürlichen Menschheit Wahres, Gutes, Schönes ist, gerecht werden wollen **und** doch nicht wanken von dem Bekenntnisse, mit dem das Christenthum steht und fällt, daß in keinem anderen Heil ist, **denn** in Jesu Christo. — Was über die Draußenstehenden entscheidet, ist ihr sittliches Verhalten, sofern es den Ausdruck eines Zuges zu Christo hat“. Sind diese Gedanken nicht aufs nächste verwandt mit den von Luthardt vertretenen? Natürlich soll diese Beeinflussung nicht weiter gemeint sein, als wie eine solche bei selbständigen Charakteren statt hat. Auch in jener dogmatischen Monographie erkennen wir doch Luthardt selbst wieder, nämlich den Ethiker und den Apologeten; die Fragen des sittlichen Lebens fesseln ihn und insbesondere die Anknüpfungspunkte, welche das Evangelium in dem persönlichen Wesen und Leben des natürlichen Menschen findet. Es ist ganz bezeichnend, daß Hofmann mehrere in diese Richtung gehende Anfragen und Bedenken Luthardt's in seinen Briefen aus dem Anfange der sechziger Jahre zum Theil geradezu verständnißlos aufnimmt.

Daß Luthardt's Tendenz in seiner Arbeit nicht eigentlich in der Linie des spezifisch lutherischen Interesses bei diesem Dogma liegt, ist offenbar. Ja man möchte versucht sein, zwischen ihr und der Dogmatik von Kahnis eine gewisse Parallele zu ziehen. Denn nicht nur die Arbeitsweise zeigt Verwandtschaft, sondern beide streben im Anschluß an die orthodoxe Tradition über sie hinaus. Es liegt aber sowohl an dem Unterschiede der behandelten



Lehrpunkte — bei Kahnis erregte besonders seine Schriftkritik Anstoß —, als auch am Unterschiede der wissenschaftlichen Gesammthaltung — Kahnis suchte für seine besonderen Ueberzeugungen Propaganda zu machen, der maßvollere Luthardt das Gemeinsame hervorzustellen —, daß sein Buch keinen Sturm erregte. Immerhin ist es auf konfessioneller Seite mehr ablehnend als zustimmend aufgenommen worden. Nicht nur Philippi polemisirte dagegen, sondern auch W. Volck äußerte in der Dorpater Zeitschrift (1864) seine großen Bedenken, vor allem gegen die Annahme eines „Vorbereitungszustandes“, die geeignet sei, auf schlimme Abwege zu führen, er weist hin auf Sätze wie diesen: „An dem natürlichen Zuge des Menschen zu Gott und an dem sittlichen Streben des natürlichen Menschen hat diese Gnade (= Erlösungsgnade) einen Bundesgenossen“ (S. 464), dagegen erkennt er Luthardt's Beschreibung der Bekehrung als einwandsfrei an, bezeichnet sie aber eben deshalb als „glückliche Inkonsequenz“. Im ganzen und großen scheint das Buch nicht viel Wirkung gemacht zu haben. Und doch war es eine tüchtige Leistung. Eine sehr reiche geschichtliche Gelehrsamkeit ist, zumal in den Abschnitten über Luther, Melanchthon und die Folgezeit, darin niedergelegt, überschauender Blick und selbständiges Urtheil zeigen sich durchweg; was aber vielleicht als ein Mangel des dogmatischen Verfahrens erscheinen mag, daß nämlich der natürliche Stand nicht rein für sich in Betracht gezogen, sondern immer zugleich ein Herüberwirken der Heilsoffenbarung auf ihn angenommen und in Anschlag gebracht wird, das verräth den Praktiker, der für die wirklichen Verhältnisse und die lebendigen Personen, zumal in der Jetztzeit, Blick und Sinn hat. Man möchte sagen, daß sich Luthardt in jenem Buche für seine spätere apologetische Thätigkeit die theoretische Grundlage und Rechtfertigung im voraus gegeben hat.

Die unmittelbar folgenden Jahre (1864—1867) sind die, in denen der angehende Vierziger durch seine apologetischen Vorträge einen Weltruf gewann und damit zugleich in steigendem Maße der beherrschende und zugkräftigste Name der Leipziger Fakultät wurde. Verschiedene Anlässe führten ihn zu jener Thätigkeit. Zu-

nächst lag ihm die Apologetik von jeher, schon seit der Studentenzeit, als eine zeitgemäße Aufgabe am Herzen. Die Kritik der Tübinger Schule an den Evangelien drang in immer weitere Kreise, Strauß' und Renan's Schriften über das Leben Jesu wurden viel gelesen, die christliche Weltanschauung wurde von modernen Anschauungen bedrängt und für veraltet und überwunden erklärt. Veranlaßte dies Luthardt dazu, „eine apologetische Darstellung der christlichen Lehre“ als Kolleg zu lesen, so war es „ein Freund aus der Gemeinde, ein kirchlich interessirter und in der Lehre fest und klar stehender Kaufmann“, der ihn zuerst zu ähnlichen Vorträgen vor der Oeffentlichkeit aufforderte, indem er es als Pflicht der Theologen bezeichnete, ihr theologisches Verständniß auch in dieser Gestalt des außeramtlichen Vortrages der Gemeinde und weiteren Kreisen zu Dienste zu stellen. Luthardt hielt daraufhin im Winter 1863/64 als ersten Zyklus seine apologetischen Vorträge über die „Grundwahrheiten des Christenthums“. Ihren Gesammtinhalt kann man am besten mit der Antwort wiedergeben, die Luthardt einst als Religionslehrer seinem Schüler Felix Dahn gab, als ihn dieser mit der Frage überraschte: „Warum, Herr Professor, sind sie eigentlich Christ?“ Er antwortete ihm nach kurzem Bedenken: „weil ohne das Christenthum mir alles, meine eigene Existenz und alles andere, ein ungelöstes Räthsel und innerer Widerspruch, das Christenthum allein die Lösung dieses Widerspruchs ist“. Die würdige, vornehme Art und Weise, die Probleme zu behandeln, die Richtung auf das Große und Wesentliche an der Sache, die alles durchdringende Macht der Ueberzeugung und die den gegnerischen Größen ebenbürtige, wo nicht überlegene vielseitige Bildung des Verfassers mußten diesen Vorträgen auch da eine Wirkung sichern, wo ihr Erfolg nicht durch die Persönlichkeit des Redners und die Kraft seines mündlichen Vortrags unterstützt wurde. Das Buch — 1864 erschienen — erlebte allein bis zum folgenden Jahre vier Auflagen und wurde in diesem kurzen Zeitraume bereits in fünf fremde Sprachen übersetzt. Dem Erfolge dürfte zu statten gekommen sein, daß gerade die Jahre 1863 und 1864 eine Fülle

kritischer Schriften über das Leben Jesu brachten, durch welche eine allgemeine Bewegung der Geister über die Frage nach der Person Christi hervorgerufen wurde. Luthardt hat in einem erweiterten Vortrage „die modernen Darstellungen des Lebens Jesu" 1864 kritisch beleuchtet; zugleich aber haben jene seine Vorträge die Wirkung derselben pariren helfen und dazu beigetragen, daß das kirchliche Christenthum zum wenigsten wieder als eine Geistesmacht respektirt wurde, die nicht nöthig habe, vor anderen zu kriechen oder sich zu verkriechen. Luthardt hat für jene Vorträge nicht nur Pascal's geistreiche Pensées, sondern auch die 1863 erschienene „Apologie des Christenthums" von dem Würzburger Katholiken Hettinger vielfach benutzt; mit Recht aber stellt er neben den Hinweis auf diese Verwerthungen den Satz: „Die Einheit des Ganzen liegt in dem Grundgedanken, der es beherrscht, und dieser Grundgedanke ist der Gedanke meines Lebens. So vielfach ich den Stoff anderen entnommen — in der Sache selbst gebe ich ein Stück, vielleicht das Beste meines Eigensten".

Der Anklang, den jene Vorträge gefunden hatten, regte zur Fortsetzung an. Im folgenden Winter vereinigte sich Luthardt mit Kahnis und Brückner zu Vorträgen über die Kirche „nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte und ihre Gegenwart", wobei Luthardt die ersten drei Vorträge über „die Offenbarung in ihrer geschichtlichen Entwickelung" gehalten hat. Nach einjähriger Pause bot er im Winter 1866/67 wieder allein eine zusammenhängende Reihe apologetischer Vorträge über die „Heilswahrheiten des Christenthums", gleichsam eine gemeinverständliche Dogmatik in apologetischer Haltung. Diese Vorträge traten nach Luthardt's Absicht und Ansicht neben seine Predigten, von denen seit 1861 aufeinander folgende Sammlungen erschienen. Den inneren Zusammenhang derselben mit seinen anderen Arbeiten spricht das Vorwort des ersten Bandes aus, wo er von akademischen Predigten dies Dreifache fordert, daß ihr Zeugniß individuell, theologisch und zeitmäßig sei. Unter letzterem Merkmale versteht er vor allem die apologetische Haltung. „Auch hinter der Voreingenommenheit gegen die Kirche, so schreibt er, ist oft noch

mancher Zusammenhang mit der christlichen Wahrheit verborgen, der von dem Blicke eingehender Liebe erkannt und erfaßt werden will. Der tiefste aller dieser Zusammenhänge ist der natürliche Sinn für die Wahrheit, durch welchen der Geist Gottes des Schöpfers im Menschen dem Wort von Jesu Christo Zeugniß gibt. Dadurch wird die ganze Welt zu einem Zeugniß von ihm. Es ist alles, Natur und Geschichte, Mensch und Welt ein Räthsel, das seine Lösung in ihm findet. Wer mit dem Zeugniß des Evangeliums dieses apologetische Zeugniß zu verbinden wüßte, der verstände es, seiner Zeit ins Herz zu treffen". Wen erinnerten diese 1861 geschriebenen Worte nicht ebenso an die „Vorträge", als an die „Lehre vom freien Willen"?

Neben dieser außerordentlich rührigen Thätigkeit fand Luthardt auch noch die Zeit, ein Kompendium der Dogmatik herauszugeben, das 1865 erschien und bereits bis 1868 drei Auflagen erlebte. Dasselbe sollte, zumal in der ursprünglichen Gestalt, „nur eine Zusammenstellung des nöthigen geschichtlichen Stoffes sein". Hierfür sind die Werke von Thomasius und Kahnis, auch Hase reichlich verwendet. Die eigene dogmatische Ansicht tritt nur gelegentlich hervor, insbesondere bekennt sich die erste Auflage noch bestimmter als spätere zu den Ergebnissen seiner Lehre vom freien Willen (§ 46 a. E., 63 a. E.); wo sonst eigene Bemerkungen die geschichtliche Uebersicht abschließen, da sind es entweder apologetische Gesichtspunkte oder einzelne Gedanken der Erlanger, speziell der Hofmann'schen Theologie; dies z. B. bei Prädestination, Christologie, Schrift und Sakramenten. Bietet das Ganze auch reichen geschichtlichen Wissensstoff, gleich dem verwandten Werke von Kahnis, so vermißt man doch den Zusammenhalt, den eine durchgebildete dogmatische Ansicht gibt; dadurch macht das Ganze einen etwas unbefriedigenden Eindruck, den auch die späteren Ueberarbeitungen nicht ganz haben beseitigen können.

Daß Hofmann mit dem Werke zufrieden gewesen sei, ist schwer zu glauben. Die Beziehungen zwischen ihm und Luthardt fangen überhaupt an etwas kühler zu werden. Im Jahre 1864 spricht er sich nicht ganz ohne Ironie über Luthardt's Vielgeschäftigkeit

aus. „Du arbeitest ein Kompendium der Dogmatik, schreibst über die Abweichung der neueren Orthodoxie von der älteren und möchtest eine Bearbeitung der Ethik ausgehen lassen. Dazu hältst Du eine apologetische Vorlesung und für eine gemischte Zuhörerschaft ähnliche Vorträge wie Zezschwitz in Frankfurt. — Ich kann mich daneben kaum sehen lassen". Im Briefwechsel treten bemerkenswerthe Pausen ein. Hierbei wirkte aber auch der Umstand mit, daß eben in jenen Jahren Hofmann die bayerische Fortschrittspartei im Landtage vertrat, während Luthardt, der mit dieser Stellungnahme gleich anderen nicht einverstanden war, seine abweichende Ansicht dem Freunde nicht vorenthielt. Hofmann's vielfache Abwesenheit von der Universität in den Jahren 1863 bis 1869 trug neben der ungerechten Verunglimpfung, die seine Theologie erfahren hatte, dazu bei, daß Erlangens Glanz erbleichte, während der Leipzigs zunahm. Mit dem allgemeinen Aufschwunge, den die Leipziger Universität seit 1866 nahm, als die partikularistischen Schranken in Deutschland zu fallen begannen — die Zahl der Studirenden stieg von 1865 bis 1868 um mehr als 300 —, traf für die theologische Fakultät der glückliche Umstand zusammen, daß es 1867 gelang, Franz Delitzsch von Erlangen zu berufen, der alsbald neben Kahnis und Luthardt eine weithin einflußreiche Wirksamkeit zu entfalten begann. Luthardt, der 1865 zum Konsistorialrath ernannt worden war, blieb freilich die dominirende Persönlichkeit in diesem Triumvirate.

Doch gerade in diese Jahre von Glanz und Erfolg fielen dunkle Schatten. Nachdem er 1866 einen elfjährigen Sohn hatte begraben müssen, wurde ihm im folgenden Jahre seine Gattin nach längerem Leiden durch den Tod entrissen, in den ersten Tagen des Jahres 1868 starb seine Mutter.

Wir kommen nunmehr zu den Jahren, welche uns Luthardt als einflußreichen Kirchenpolitiker zeigen. Die politischen Ereignisse des Jahres 1866, die Einverleibung mehrerer selbständiger lutherischer Kirchengebiete in das preußische Reich, sowie auch das Uebergewicht dieses die Union vertretenden Staates in dem neubegründeten norddeutschen Bunde, alles dies erweckte nicht blos

in den nächstbetheiligten, sondern in allen Gebieten der lutherischen Kirche Besorgnisse um den Fortbestand der lutherischen Kirche und die Fortdauer der Rechtsgiltigkeit ihres Bekenntnisses, während andererseits manche, zumal Lutheraner in der Union, sich der Hoffnung hingaben, an den neuangeschlossenen Provinzen und der ihnen zugesagten kirchlichen Selbständigkeit auch den Lutherischen in der Union einen festeren Rückhalt geben und so auch innerhalb der alten Provinzen die lutherische Kirche irgendwie wiederherstellen zu können. Gegen diese Hoffnungen erhoben sich zahlreiche Stimmen aus der Union mit der Klage, man wolle die preußische Kirche in drei Stücke zerschlagen; jene Befürchtungen aber wurden nicht vermindert sondern erhöht durch die Denkschrift des evangelischen Oberkirchenrathes in Berlin vom 18. Februar 1867, in der dieser „die gegenwärtige Lage der evangelischen Landeskirche Preußens" beleuchtete. An den lebhaften Verhandlungen, die jetzt zwischen den verschiedenen Zentren der lutherischen Kirche geführt wurden, ist Luthardt offenbar stark betheiligt gewesen. Von Luthardt und Ahlfeld einberufen fand am 13. Juni 1867 wieder eine Pastoralkonferenz in Leipzig statt, auf der von Scheurl aus Erlangen die Aufgaben, welche der lutherischen Kirche aus den jüngsten Ereignissen erwüchsen und die Forderungen, welche sie stellen müsse, genau bestimmt wurden. Doch strebte man nach einer umfassenderen und planmäßigeren Zusammenfassung der lutherischen Kirche, als diese Leipziger Konferenzen, zumal in der letzten Zeit, sie geboten hatten. Unter den führenden Persönlichkeiten wurde der Plan einer allgemeinen lutherischen Konferenz gefaßt, die in gewissen Zwischenräumen tagen sollte, „um die Mitglieder der verschiedenen lutherischen Kirchengebiete Deutschlands zur Pflege ihrer Gemeinschaft und zur Verständigung über ihre gemeinsamen Interessen einander zu nähern" (so in der Einladung 1868). Mit Harleß und Kliefoth gehörte auch Luthardt zu den thätigsten Förderern der Idee, während Hofmann nur mit halbem Herzen sich betheiligte. Schon bei den vorbereitenden Verhandlungen war der Plan einer lutherischen Kirchenzeitung ins Auge gefaßt worden, doch hatte Luthardt,

wofür ihn Hofmann in einem Briefe vom 20. Januar 1868 belobt, es zunächst abgelehnt, eine solche herauszugeben. Hofmann schreibt sehr bezeichnend: „Ich bezweifle sehr die Möglichkeit, durch eine neue Kirchenzeitung der lutherischen Kirche zu besserer Einigkeit zu verhelfen. Es ist mir sehr lieb, daß Du es abgelehnt hast, dieser letzteren Arbeit, in welcher sich aller Verdruß der Danaiden, des Sisyphus und des Tantalus zusammenfindet, Deine kostbare Arbeitszeit zu widmen".

Während zu Pfingsten 1868 abermals die Leipziger Konferenz tagte und Zezschwitz „über die Selbständigkeitspflicht der lutherischen Kirche" mit besonderer Beziehung auf die Abendmahlsgemeinschaft sprach, trat am 1. und 2. Juli die erste allgemeine lutherische Konferenz in Hannover zusammen. Das Hauptreferat hielt Kliefoth, welcher auf Grund des siebenten Artikels des Augsburger Bekenntnisses für eine lutherische Kirche auch ein lutherisches Kirchenregiment forderte, Luthardt aber predigte im Eröffnungsgottesdienste der zahlreich besuchten, eindrucksvollen Versammlung über 1 Kor. 4, 1. 2 von der Treue der Diener Christi in seiner gewaltigen und doch schlichten und klaren Weise. Und wenn auf dieser Konferenz Kliefoth und Hofmann einander wieder als Freunde begegneten, so wird man darin auch einen Erfolg Luthardt'scher Vermittelung sehen dürfen. Ferner wurde beschlossen, ein Organ zu begründen, das die gleichen Interessen wie die Konferenz pflegen und sie vor der Oeffentlichkeit vertreten solle, damit ein Sammelpunkt für die lutherischen Kirchen und Kreise geschaffen werde. Luthardt nahm jetzt die Stelle eines Redakteurs an. Gerade durch die frühere Ablehnung tritt dieser Entschluß und die Beweggründe, welche Luthardt leiteten, in ein helleres Licht. Wie er es auch im Programme und Vorwort der noch 1868 ins Leben getretenen „Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung" ausspricht, war das Entscheidende für ihn, daß diese Zeitung nicht ein Privatunternehmen, sondern ein gemeinschaftliches Organ der lutherisch-kirchlichen Kreise sein sollte, darum auch nicht ein Sprechsaal für allerhand persönliche Ansichten und Meinungen, sondern ein Führer und etwa auch

Rufer im Streit, wenn es galt für das gute Recht des lutherischen Bekenntnisses einzutreten und von ihm aus zu den praktischen Fragen und Aufgaben der Zeit Stellung zu nehmen. Luthardt war sich dessen wohl bewußt, daß ihm diese neue Aufgabe nicht blos Arbeit eintragen werde, und so ging er nicht ganz leichten Herzens daran. Aber doch muß man sagen, daß hier abermals ein Ideal seiner Jugend, zwar, wie es meist der Fall ist, eine beschränktere, aber doch eine befriedigende Verwirklichung fand. Vorgeübt durch die mehrjährige Leitung des „Sächsischen Kirchen- und Schulblattes“ griff er rasch, mit Schwung und Gewandtheit, die Sache an und machte binnen kurzem seine Zeitung zu einem gewichtigen Faktor im öffentlichen Leben der Kirche, zu einer Warte, auf die nicht nur Gesinnungsgenossen, sondern auch Gegner mit Achtung blickten und nicht zuletzt zu dem eigentlichen „Pastorenblatt“ im gesammten Bereiche der lutherischen Kirche und darüber hinaus.

Das Ansehen, welches Luthardt in der ganzen lutherischen Kirche gewonnen hatte, kam darin zum Ausdruck, daß auf der zweiten allgemeinen lutherischen Konferenz, die 1870 in Leipzig abgehalten wurde, er den Hauptvortrag „Ueber die Bedeutung der Lehreinheit in der lutherischen Kirche“ zu halten hatte. Gegenüber den Forderungen der Lehrverschiedenheit, welche die Union, und der Lehrwillkür, welche der Liberalismus des Protestantenvereins an die lutherische Kirche stelle, gegenüber den Gefahren, welche einerseits von Uebergriffen der landesherrlichen Kirchengewalt, andererseits von den erstrebten Synoden der Kirche drohen, stellt diese hochbedeutsame Kundgebung es als Lebenspflicht der lutherischen Kirche hin, daß sie an der in ihrem Bekenntniß gegebenen Lehreinheit unverrückt festhalte. Denn „je mehr die äußeren Mauern und Stützen der Kirche sinken, um so mehr muß sie sich auf sich selber stellen und in ihrem eigenen Wesen den Halt und die Einheit suchen, deren sie bedarf. Dies aber ist ihr Glaube, wie er sich in der bekenntnißmäßigen Lehre ausspricht“. Dieser Forderung aber werde nicht genügt, wenn man die lutherische Lehre nur als eine neben anderen in der evan-

gelischen Kirche gewähren lassen wolle. „Das heißt nicht das Recht des lutherischen Bekenntnisses anerkennen, wenn man es nur als eine Erlaubniß der Einzelnen zugesteht. Das heißt nicht den Lutheranern gerecht werden, wenn man ihnen die lutherische Kirche verweigert. Denn nicht in der Einigkeit des Kirchenregiments und der Gleichförmigkeit des Gottesdienstes liegt nach den unfraglichen Grundsätzen unserer Kirche die Einheit derselben, sondern in der Einheit der Lehre".

In diesen Bestrebungen fand Luthardt in seinem Freunde und Kollegen Kahnis einen treuen Bundesgenossen, wie man denn auch aus Luthardt's Sätzen nicht selten die Beweisgänge heraushört, mit denen Kahnis seit seinen Breslauer Erlebnissen die Union und den Unionismus zu bekämpfen pflegte. Wenn die Bewegung, die einst Kahnis' Dogmatik hervorgerufen hatte, sich verhältnißmäßig bald legte und vergessen wurde, wenn vollends für den Kreis der Schüler Luthardt und Kahnis durchaus nur als zwei Zeugen der einen kirchlichen Glaubenswahrheit erschienen, so wird das mit als Verdienst Luthardt's gelten dürfen, der den Freund ebenso von der Vertretung seiner Besonderheiten abzog, als sein Wort da wirksam werden ließ, wo es dem gemeinsamen großen Ganzen zu Nutze kam. Als nach den Ereignissen von 1870/71 und der Einigung des Deutschen Reiches das Streben nach einer Einigung auch der deutschen evangelischen Kirchen neu erwachte und natürlich von den unionistisch gesinnten Kreisen gefördert wurde, da hielt Kahnis 1871 auf der Leipziger Pfingstkonferenz einen Vortrag über „die Idee der deutschen Nationalkirche", um gegen die dahin zielenden Pläne sich auszusprechen.

Je mehr nun Luthardt's Bemühen darauf ging, die Lutheraner zu gemeinsamen und dadurch wirksameren Handeln zusammenzufassen, um so unzufriedener war er darüber, daß es gegenüber der Berliner Oktoberversammlung 1871 nicht zu gemeinsamen Schritten seitens der Lutheraner gekommen war. Jene Versammlung, „ein verkappter Kirchentag", sollte, nach den Plänen ihrer Urheber, die patriotische Begeisterung für die Verbrüderung der evangelischen Kirchen Deutschlands nutzbar machen. Zu derselben

wurden auch wieder konfessionelle Lutheraner eingeladen, nachdem ihnen bei den früheren Kirchentagen das Zusammengehen mit den grundsätzlichen Unionsfreunden unmöglich geworden war. Man hatte aber nur mit Auswahl eingeladen; während Hofmann und von Scheurl Einladungen erhielten, Ahlfeld sogar für den ersten Vortrag gewonnen wurde, überging man Männer, wie Luthardt und Kliefoth. Der Brief, in welchem Hofmann nach einer „geraumen Zeit gegenseitigen Stillschweigens" auf Luthardt's offenbar sehr maßvoll ausgesprochenen Vorhalt seine Betheiligung an jener Versammlung rechtfertigt, ist sehr charakteristisch für den zwischen beiden bestehenden Gegensatz der Charaktere und kirchenpolitischen Ansichten; wir kommen darauf noch zurück. Das ganze Unternehmen krankte aber an der Vereinigung widerstrebender Elemente und Verschleierung der vorhandenen Gegensätze. Nachdem es nicht gelungen war, die erschienenen Lutheraner im Taumel der vaterländischen Begeisterung zu überrumpeln, fand die ganze Veranstaltung ein unrühmlich schnelles Ende. Nicht einmal die für das folgende Jahr angesetzte Versammlung, die in Dresden stattfinden sollte, kam zu Stande; mit einer Erklärung, daß man gegen Unglauben und Romanismus zusammenhalten müsse, verabschiedete sich 1872 die Oktoberkommission, offenbar gerade, weil in dieser das lutherische Element noch eine stärkere Berücksichtigung gefunden hatte. Luthardt hatte hier wohl weiter und richtiger gesehen als Hofmann.

Es wäre aber sehr falsch, wollte man Luthardt es zutrauen, daß er nicht mit ganzem Herzen an der patriotischen Erhebung des deutschen Volkes theilgenommen, daß er ein unnationales Lutherthum vertreten habe. Zum Zeugniß dagegen seien die Worte angeführt, die er am 20. Juli 1870 bei dem Kommerse sprach, der zu Ehren der nach Frankreich ausziehenden Soldaten in der Tonhalle zu Leipzig gehalten wurde, Worte, die auf alle Theilnehmer einen mächtigen Eindruck machten. Einer derselben hat sie mir freundlichst zugestellt. Luthardt sprach: „Wir sind jung gewesen und alt geworden, aber solche Tage, wie jetzt, haben wir noch nicht erlebt. Unser Unglaube an die Möglichkeit der



Friedensstörung hat sich verwandelt in heiligen Zorn über den begangenen Frevel. In diesen Zorn haben wir alles hineingeworfen, was uns vorher trennte. Sagen wir es nur: es ist nicht ein Kampf gegen einen Einzelnen, es ist ein Kampf der germanischen gegen die romanische Welt, ein Kampf, der die Zukunft Europas entscheidet. Die Entscheidung liegt bei dem Allerhöchsten, zu dem wir demüthig unsere Gebete hinaufsenden. Wir gehen mit gutem Gewissen in den Kampf, denn unser Volk hat sich ein gutes Stück Sittlichkeit bewahrt und wird sich dasselbe für alle Zukunft erhalten. Der Jugend Traum, das einige deutsche Reich hoch!" Und mit wie herrlichen tiefen Worten hat er in den Vorträgen, die er im Winter 1871/72 über die Moral des Christenthums hielt (3. Band der apologetischen Vorträge), die Vaterlandsliebe gepriesen! Wenn er aber sein Volk davor warnt, daß es nicht von dem besiegten Volke sich moralisch überwinden lasse, daß ihm nicht das Gold Frankreichs zur Versuchung und der Geist Frankreichs über es herrschend werde, so wissen wir ja wohl und hat es der Erfolg genugsam gezeigt, daß solch treue Mahner bessere Vaterlandsfreunde sind als die, welche vor ihrem Volke und seinen äußeren Erfolgen als vor Götzenbildern die Kniee beugen.

So lebhaft bewegt auch die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands in den folgenden Jahren waren, so trat doch bis 1879 keine allgemeine lutherische Konferenz wieder zusammen. Dagegen versammelte man sich September 1872 in Leipzig zu vertraulichen Besprechungen über die kirchlichen Fragen des Tages. Dabei übernahm es Luthardt, die von Thomasius gestellten Thesen über Abendmahlsgemeinschaft zu vertreten, wonach dieselbe bei ständiger Niederlassung weder Reformirten noch Unirten, bei vorübergehendem Aufenthalte jedoch bekenntnißtreuen Unirten auch ohne ausdrückliche Uebertrittserklärung zu gestatten sei. Im Jahre 1874 erließ der Ausschuß der allgemeinen lutherischen Konferenz, zu dem Luthardt gehörte, eine Denkschrift über die Zivilstandsgesetzgebung.

Während aber hier die neuen Gestaltungen nöthigten, das

Verhältniß des Staates zur Kirche sowie der Konfessionen zu einander erneut zu prüfen und Grundsätze darüber aufzustellen, so nahmen auch die kirchlichen Neubildungen innerhalb der lutherischen Landeskirchen selbst, insbesondere natürlich der sächsischen, Luthardt's Mitarbeit in Anspruch. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war überall in der lutherischen Kirche das Bestreben hervorgetreten, die Konsistorialverfassung durch eine synodal-presbyteriale zu ergänzen. Diese Richtung ging parallel der auf politischem Gebiete, wo man die Volksvertretung an der Regierung betheiligt wissen wollte. Allerdings mengten sich in jene Wünsche nach konstitutionellem Leben in der Kirche viel verkehrte, unevangelische oder doch unlutherische Ansichten über das Verhältniß von Staat und Kirche, allerdings trat für solche Vertretungen der Einzel- und Gesammtgemeinde vielfach der politische und kirchliche Liberalismus ein, um auf diesem Wege die Kirche dem Zeitgeiste zu überantworten, aber doch waren auch wohldenkende und verständnißvolle Männer der Kirche von der Nothwendigkeit derartiger Reformen durchdrungen. Für Sachsen hat Kultusminister von Falkenstein (1853—1871) in erster Linie das Verdienst, eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung entworfen und durchgesetzt zu haben, welche dem neuzeitlichen Geiste Rechnung trug, ohne die Kirche an die Majoritäten des Tages auszuliefern. Im Jahre 1868 wurde sie nach heißen Kämpfen, besonders in der zweiten Kammer, erlassen.

Luthardt hat schon vorher mit klarem Blicke zu diesen kirchlichen Neubildungen, besonders zu den Synoden, Stellung genommen. Die Leipziger Pastoralkonferenz von 1864 beschäftigte sich bereits auf Grund des Hauptvortrages mit den Synoden; Luthardt als Vorsitzender schien mehr für diese neue Einrichtung zu sein als viele Theilnehmer der Konferenz. Gerade hinsichtlich der Synoden hat man Ursache, den Scharfblick, die Besonnenheit und die thatkräftige Energie an Luthardt's kirchlichem Handeln zu bewundern. Natürlicherweise theilte er nicht den hochfliegenden Idealismus, der an die Einführung von Synoden überschwängliche Erwartungen knüpfte, denn er sah deutlich die Gefahren

dieser neuen Ordnung und wußte überdies, daß neue Verfassungsformen der Kirche nicht ein neues geistliches Leben gewährleisten. Auf der anderen Seite konnte er es nicht für klug halten, Neuerungen, die unvermeidlich waren, sich entgegenzustellen, wenn sie nur mit der bisherigen Ordnung, nicht aber mit dem Wesen der Kirche und ihres Bekenntnisses in Widerspruch standen. Sondern darin sah er eine Aufgabe, die der Mühe werth und des Lohnes gewiß sei, dafür zu sorgen, daß die neuen Organisationen dem Ganzen der Kirche in sachgemäßer Weise eingegliedert und den Zwecken derselben dienstbar gemacht würden.

Dabei war es das Hauptanliegen Luthardt's, gegen protestantenvereinliche Reformgelüste von vornherein den Grundsatz festzustellen und zu sichern, daß die Lehre kein Gegenstand synodaler Beschlußfassung und Gesetzgebung sein dürfe. In entschiedener Weise sprach das schon sein Vortrag „über die Bedeutung der Lehreinheit“ (s. o.) aus: „Ist es die Lehre, welche eine Kirche zu einer lutherischen Kirche macht und mit den übrigen zur Einheit der lutherischen Kirche überhaupt verbindet, und ist die Anerkennung der Lehre die nothwendige Voraussetzung und Bedingung auch für allen Fortschritt auf diesem Gebiete, so hat keine Synode Recht und Macht, so lange sie Synode einer lutherischen Kirche sein und dieselbe vertreten will, die Lehre zu ändern und solche Aenderung vorzuschreiben, weil sie, sobald sie das thut, die Gemeinschaft der lutherischen Kirche verläßt und somit aufhört, eine Provinz derselben zu vertreten. Somit müssen wir von allen Synoden lutherischer Kirchen fordern, daß sie sich und ihre Beschlüsse der Autorität der lutherischen Lehre unterwerfen und aus der Uebereinstimmung mit derselben allein ihre Berechtigung erholen“. Dabei soll aber das Bekenntniß „nicht als todte Reliquie in den Winkel gestellt, sondern als die alles beherrschende und bestimmende Macht und Norm der synodalen Thätigkeit“ wirksam gemacht werden.

Luthardt hatte in dem Vortrage beiläufig sich auf eine Schrift bezogen, welche ein Gesetzgebungsrecht der Synoden mit Bezug auf die Lehre juristisch zu begründen versucht hatte. Daraufhin

wurde er vom Verfasser derselben angegriffen. Das veranlaßte ihn, das Thema: „Die Synoden und die Kirchenlehre“ in einem Schriftchen mit diesem Titel, das er den Synoden der evangelisch-lutherischen Kirche widmete, noch einmal gesondert zu behandeln (1871). Es ist das eine geradezu meisterhafte Schrift von bleibender Bedeutung, die auch in der Erlanger Zeitschrift höchst beifällig besprochen und empfohlen wurde.

Luthardt aber fand auch alsbald Gelegenheit, sich an der Synodalarbeit praktisch zu betheiligen. In Sachsen wurde 1871 die erste Landessynode einberufen, als deren Mitglied er von der theologischen Fakultät entsandt wurde. Der Charakter und Verlauf einer solchen ersten Versammlung pflegt eine vorbildliche Bedeutung für die Folgezeit zu haben. Zunächst war es gewiß mit ein Verdienst der Leipziger Fakultät, wenn auf der Synode die positive Richtung das entschiedene Uebergewicht hatte. Luthardt aber hat als der einflußreichste Vertreter derselben doch im Interesse der Landeskirche es geschickt vermieden, die entgegenstehende liberaler gerichtete Minorität zu vergewaltigen, und er hat durch die sachliche vornehme Weise, die Dinge zu behandeln, auch etwas temperamentvollere Gegner genöthigt, ein Gleiches zu thun. Als Referent wichtiger Kommissionen hat er eine bedeutende Thätigkeit entfaltet und zu wichtigen Verhandlungsgegenständen das Wort genommen. Weit über die nächsten Kreise hinaus erregten Aufsehen die letzten Verhandlungen dieser Synode über den Religionseid, insbesondere auch das Verfahren, das hierbei Luthardt und seine Freunde beobachteten. Und doch ist dasselbe für ihn sehr charakteristisch. In Sachsen bestand wie anderwärts für die, welche im Lehramt der Kirche standen oder ein kirchliches Aufsichtsamt führten, die Forderung, einen Religionseid abzulegen. Dieser verpflichtete dazu, die reine Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche, wie sie in der Schrift enthalten, in der ersten ungeänderten Augsburgischen Konfession dargestellt und in den übrigen Bekenntnißschriften unserer Kirche wiederholt ist, lauter und rein zu verkündigen und bei Abweichungen selbst Anzeige bei der Kirchenbehörde zu machen. Der dagegen schon länger betriebenen Agi-

tation wollte ein Antrag des Synodalen Professor Dr. Zarncke, damaligen Rektors der Universität, zu einem praktischen Ziele verhelfen, indem er statt diesem eine Verpflichtung vorschlug, „das Evangelium von Christo, wie es uns in den Schriften des Neuen Testaments überliefert ist, nach bestem Wissen und Verständniß und mit gewissenhafter Berücksichtigung der evangelisch-lutherischen Bekenntnißschriften lauter und rein zu verkündigen“. In beredter und ausführlicher Weise wurde dieser Antrag von Zarncke begründet, während Luthardt als Referent zunächst die Ablehnung jenes und ähnlicher Anträge zu befürworten hatte. Nun war allerdings der Standpunkt Zarncke's, der eine Formel wünschte weit genug, um auch einen David Friedrich Strauß (allerdings vor dessen „Alten und neuen Glauben“ 1872) als Professor und Universitätsprediger möglich zu machen, den meisten Synodalmitgliedern fremd, doch wurden auch von durchaus positiver Seite Bedenken gegen den bisherigen Religionseid und seine Fassung geltend gemacht und von Professor D. Baur ein entsprechender Vermittelungsantrag gestellt, der Geistliche solle — nicht schwören, sondern — „vor Gott geloben, das Evangelium von Christo, wie dasselbe in der heiligen Schrift enthalten und in der Augsburgischen Konfession und sodann in den übrigen Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen lauter und rein zu lehren und zu verkündigen“. Diesem Antrage aber stimmte schließlich Luthardt selbst zu, obgleich manche von den Konfessionellen, zumal außerhalb der Synode, und auch der Berichterstatter der Erlanger Zeitschrift sich darüber verwunderten. Aber Luthardt war doch nicht mit sich selbst in Widerspruch getreten. Der Religionseid ruhte nicht auf einem göttlichen Gebote, stammte vielmehr aus der Zeit, wo die kirchliche Verpflichtung zugleich unmittelbar eine staatliche war, wie denn auch jener Religionseid bis kurze Zeit vorher allen Staatsdienern abgefordert worden war; endlich aber verhehlte sich Luthardt nicht, daß auch die strengste Verpflichtungsformel untreue und unlautere Elemente nicht fernzuhalten vermöge. Und so konnte er mit gutem Gewissen von dem Beweggrunde sich be-

stimmen lassen, der, wie er wiederholt erklärt hat, der entscheidende für ihn war, nämlich, daß die Synode um ihres eigenen Ansehens willen in dieser wichtigen Frage zu einem möglichst einheitlichen Beschluß kommen müsse. So hat er trotz mancher Bedenken auf die eigenen Wünsche verzichtet und lieber etwas weniger erreicht, wenn dies Weniger nur um so sicherer festgestellt war. Damit war das fernere gedeihliche Zusammenarbeiten der verschiedenen Richtungen ermöglicht, durch kluges Maßhalten aber der positiven Richtung viel eher ihr Uebergewicht gesichert, als es durch rücksichtsloses Majorisiren der Fall gewesen wäre. Diese Verhandlungen schlugen ihre Wellen sogar bis in die Studentenschaft hinein. Während freisinnige Kreise derselben dem Professor Zarncke für sein Auftreten auf der Synode eine Ovation darbrachten, berief der theologische Verein eine Studentenversammlung, welche beschloß, eine Beistimmungsadresse an Luthardt wegen seiner mannhaften Vertheidigung der lutherischen Lehre zu senden.

Die Synode hatte aber noch andere wichtige Dinge verhandelt, bei denen Luthardt mit seinem praktischen Rathe eingriff, insbesondere sprach er „Wünsche in Betreff der geistlichen Versorgung der sächsischen Truppen" aus und äußerte sich in sehr beachtenswerther Weise über die Wirkung, welche eine Pfarrerwahl durch die ganze Gemeinde, wie sie vorgeschlagen worden war, auf das Studium der Theologie und die theologische Jugend haben werde. Forderte er dort nicht blos für den Krieg, sondern auch für Friedenszeiten eine ausreichende Pastorirung der Truppen, so führte er hier als Freund der theologischen Jugend und zwar mit Erfolg aus, daß überhaupt schon die beschränkte Gemeindewahl durch die Kirchenvorstände geeignet sei, gerade feiner fühlende und ehrliebende junge Männer von der theologischen Laufbahn fernzuhalten, daß aber vollends jener weitergehende Vorschlag die Zukunft des jungen Theologen noch viel unsicherer machen und dadurch bedenkliche Folgen für die Ergreifung dieses Studiums haben werde. Zugleich drückt sich darin sein Streben aus, eine Benachtheiligung des kirchlichen Amtes zu Gunsten der ihm gegenüberstehenden Gemeinde zu verhüten, wie er denn immer ein ge-

ordnetes und gerechtes Zusammenwirken von Amt und Gemeinde als der beiden Faktoren der Kirche forderte. Bei der Berathung des Kirchengesetzes betreffend die Errichtung eines evangelisch-lutherischen Oberkonsistoriums oder, wie es nachher geändert wurde, Landeskonsistoriums, trat Luthardt mit der Majorität der Synode mit Erfolg dafür ein, daß der Einfluß der neuen kirchlichen Oberbehörde auf die Schulen nicht auf den Religionsunterricht zu beschränken sei, sondern wenigstens auch auf die „sittlich-religiöse Erziehung“ der Schüler erstreckt werden müsse.

Auch auf den folgenden Synoden ist Luthardt in hervorragender Weise mit thätig gewesen. Die kurze außerordentliche Synode von 1874 befaßte sich vor allem mit der Frage, ob ein Bibelauszug in den Volksschulen eingeführt werden solle. Im Sinne eines Gutachtens der theologischen Fakultät sprach sich Luthardt dagegen aus, mit ihm die Mehrheit der Synode. Bedeutsamer noch ist er auf der zweiten Synode von 1876 hervorgetreten. Mit Beginn dieses Jahres waren ja auf Grund des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 über Beurkundung des Personenstandes und Eheschließung die Standesämter und die Zivilehe eingerichtet und damit der Bestand der Volkskirche zweifellos erschüttert worden. Luthardt hatte das freilich längst kommen sehen und zwar nicht blos als etwas äußerlich Nothwendiges, sondern auch als etwas in gewisser Hinsicht innerlich Berechtigtes. Schon in den alljährlichen Vorworten des Sächsischen Kirchen- und Schulblattes hat er sich mehrfach darüber ausgesprochen, daß die Zivilstandsgesetzgebung, die ja schon die Frankfurter Nationalversammlung 1848 gefordert hatte, kommen müsse. „Die Ehescheidungsfrage“, schreibt er 1858, „ist ein Keil, welcher die Verbindung von Staat und Kirche lockert. Und wie sich der Taufzwang sittlich rechtfertigen lasse, weiß ich nicht zu sagen“. 1859 bemerkt er ergänzend dazu: „ich sehe keinen Grund, vor der Zivilehe so sehr zu erschrecken. Fürchtet man, daß das christliche Volk sich der kirchlichen Trauung entwöhne, so hat man wenig Glauben an die Christlichkeit des Volkes und noch weniger an die Wirksamkeit und Mittel der Kirche. Ich fürchte das nicht“.

In diesem Sinne stellte er sich auch zur vollendeten Thatsache. Um so entschiedener aber wirkte er dahin, daß die Kirche durch Handhabung der Zucht gegen die Verächter des Wortes Gottes, der Sakramente und kirchlichen Ordnungen sich vor Verweltlichung schütze, wobei er doch zugleich gegenüber allzu eifrigen Freunden zu weisem Maßhalten in der Zucht mahnte. Dem gleichen Zwecke, die Kirche mehr auf eigene Füße zu stellen, diente sein Antrag, einen allgemeinen Landeskirchenfonds zu gründen. Wiederum auf seinen Rath begann sofort eine Sammlung unter den Synodalmitgliedern jenen Antrag in die Wirklichkeit umzusetzen. In gleichem Sinne und Geiste hat Luthardt auch auf den späteren Synoden gewirkt. Das Einzelne davon gehört in die sächsische Kirchengeschichte; manches von allgemeinerer und typischer Bedeutung wird in der zusammenfassenden Charakteristik erwähnt werden.

Mit einigen Worten muß hier noch der Stellung gedacht werden, die Luthardt in und mit seiner Zeitung zu den kirchenpolitischen Kämpfen einnahm, die das junge Deutsche Reich und insbesondere Preußen mit der römischen Kurie zu bestehen hatte, weil gerade sie vielfach abschätzig beurtheilt worden ist, und nicht blos von Nippold, dem Freund und Anwalt der Altkatholiken. Auch Hofmann, der in seiner Zeitschrift eine entschiedenere Unterstützung des Staates befürwortete, läßt seine von Luthardt und Kliefoth abweichende Ansicht deutlich merken, wenn er am 15. Mai 1873 schreibt: „Ist es wahr, daß Ihr eine engere Konferenz wieder berufen wollt? Diesmal bin ich wohl sicher, daß man mich nicht dabei haben will. Ich bleibe in meinem halbwegs zwischen Fulda (dem Versammlungsorte der preußischen Bischöfe) und Leipzig gelegenen Erlangen". Die Gesichtspunkte, nach welchen Luthardt, in wesentlicher Uebereinstimmung mit Kliefoth, urtheilte, waren die, daß der preußische Staat auf das religiöse Gebiet sich Uebergriffe erlaube, daß er daher genöthigt sein werde, gegenüber Rom den Rückzug anzutreten, während die evangelische Kirche, die treue Bundesgenossin des Staates, den Schaden davon haben werde. Wenn ferner die Luthardt'sche Kirchenzeitung den

Altkatholizismus als solchen nur für eine Halbheit ansah und darum für aussichtslos hielt, wenn sie es mißbilligte, daß der Staat katholische Gymnasiasten zwingen wollte, bei einem Altkatholiken Religionsunterricht zu nehmen, so hieß das keineswegs dem Staate in die Flanke fallen. Die weitere Geschichte hat im Wesentlichen nur bestätigt, wie richtig hier der ganze Kampf beurtheilt worden war. Seine politischen und kirchlichen Ansichten, sowie überhaupt seine Stellung zu den geistigen Richtungen und praktischen Zielen der Zeit hat Luthardt zusammenhängend dargelegt in den Vorträgen über die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen, die er im Winter 1880 als vierten Cyklus seiner apologetischen Vorträge hielt und im selben Jahre herausgab.

Wenn wir aber so der Wirkungen gedenken, die von Luthardt auf weitere Kreise ausgingen, so muß auch sein nicht unbedeutender Einfluß auf die nächste kirchliche Umgebung, auf Leipzig, erwähnt werden. Gehören dazu die unmeßbaren Wirkungen seiner Persönlichkeit, seine Predigten in der Universitätskirche. seine Mitarbeit im Kirchenvorstande der Nikolaigemeinde, seine Förderung der Inneren Mission, so muß besonders sein Verdienst um die Zertheilung der Parochien und Erbauung neuer Kirchen hervorgehoben werden. Wiederholt hat er in Predigten davon gesprochen, wie nothwendig das für die wachsende Großstadt sei, und auch in einem Vortrag, den er über „die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben" im Leipziger Kaufmännischen Vereine hielt, die wohlhabenden Kreise auf die vorhandenen Nothstände hingewiesen und für Abhilfe interessirt. Die Sätze, in die er bei erneutem Abdruck jener Aeußerungen seine Vorschläge zusammenfaßte, verrathen so sehr seinen praktischen Sinn und sind noch heute so beherzigenswerth, daß wir sie hier einschalten. „1. Unter allen Mitteln und Wegen, dem religiösen und sittlichen Verderben mit seinen Folgen für das übrige Leben zu steuern und den Gefahren der Zukunft zu wehren, ist nach meiner Ueberzeugung das vorderste und durchgreifendste: Zertrennung der übergroßen Parochien und entsprechende Ver-

mehrung der Kirchen und Pfarrer. 2. Was wir brauchen, sind bescheidene, einfache, mit Pfarrer- und Küsterwohnung verbundene Kirchen, und die auch in der Woche offen stehen, daß sie denen ein Ort der inneren Sammlung werden können, welche in ihrer beschränkten Wohnung einen solchen nicht haben können. 3. Wenn man Legate und Schenkungen macht, sollte man vor allem hierauf bedacht sein, wie es unsere Väter waren. 4. Je länger man damit wartet, um so schwieriger wird es, mit der Ausdehnung der Städte gleichen Schritt zu halten, um so theurer kommen dann die nöthigen Kirchen zu stehen, und um so mehr wird die Versäumniß von der Propaganda Roms und der Sekten benutzt werden". Diese Anregungen sind zunächst für Leipzig nicht ohne Erfolg geblieben. Luthardt hat aber auch 1891 auf der fünften sächsischen Landessynode den Versuch gemacht, seine Vorschläge zur Beseitigung der kirchlichen Nothstände in gesetzliche Form zu bringen und so für die ganze Landeskirche fruchtbar zu machen.

Doch der nach so vielen Seiten thätige Kirchenmann war und blieb zugleich Professor mit noch immer zunehmenden Lehrerfolgen Auch Nippold schreibt in seiner neuesten Kirchengeschichte: „Die hohe Blüthe, welche die Leipziger Fakultät namentlich seit der Periode nach 1870 gewonnen, gipfelt in den Luthardt'schen Vorlesungen". Die Zahl der Theologie Studirenden stieg von 370 (Wintersemester 1869/70) auf 699 (Sommersemester 1885), um noch auf Jahre hinaus ungefähr in gleicher Höhe zu bleiben. Dazu trug einestheils die Zunahme der einheimischen Theologen bei, sodann aber wuchs bedeutend die Zahl nicht blos der außersächsischen Deutschen, sondern auch der eigentlichen Ausländer; besonders gern besuchten auch Angehörige der griechisch-orthodoxen Kirche Luthardt's Vorlesungen. Die Jahre 1880/81 bezeichnen für sein Leben und Wirken einen, man kann vielleicht sagen, den Höhepunkt. In diesen Jahren bekleidete er zunächst die Würde des Rector magnificus. Mit einer eindrucksvollen Rede über „die sittliche Würdigung des Berufs in ihrer geschichtlichen Entwickelung" trat er sein Amt an. Das Jahr 1881 aber brachte ihm im April das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Leipziger

Professor. Eine zahlreiche Schülerschaar aus der Geistlichkeit beglückwünschte ihn mit einer Festschrift, in die sechs wissenschaftliche Abhandlungen aufgenommen waren; zugleich wurde eine Stiftung für Studirende begründet, die seinen und bezeichnender Weise zugleich seines nächsten Freundes und Kollegen Kahnis Namen tragen sollte, der am 10. November 1880 sein dreißigjähriges Jubiläum gefeiert hatte. Man wird sagen dürfen, daß die Geistlichkeit Sachsens im Großen und Ganzen in der Verehrung Luthardt's und in der Dankbarkeit gegen ihn einig war.

Werfen wir noch einen Blick auf seine im engeren Sinne wissenschaftlichen Arbeiten in dem zuletzt behandelten Zeitraume, so muß an erster Stelle erwähnt werden, daß er 1875/76 sein Werk über das Johannesevangelium, zu einem vollständigen Kommentar erweitert, in zweiter Auflage erscheinen ließ, nachdem er 1874 in einer werthvollen Monographie den „johanneischen Ursprung des vierten Evangeliums" gegen ältere und neuere Bestreiter desselben gründlich vertheidigt hatte. Im übrigen aber galten schon seit langer Zeit seine besonderen Studien der Ethik, der er aus der Geschichte des Ethos und der sittlichen Anschauungen eine festere Grundlage und reicheren Gehalt zu geben hoffte, ein Gedanke freilich, für den es ihm nicht gelang, Hofmann's Beifall zu gewinnen. Während die zusammenfassenden Werke aus diesem Arbeitsgebiete allerdings erst Luthardt's späterer Zeit angehören, fallen in den hier umspannten Zeitraum monographische Arbeiten über die Ethik Luther's in ihren Grundzügen (1867, 2. Aufl. 1875), über die Ethik des Aristoteles in ihrem Unterschied von der Moral des Christenthums (1869, 1870, 1876) und über Melanchthon's Arbeiten im Gebiete der Moral (1884), sowie einzelne Abhandlungen über ethische Themata, die 1888 in einem Hefte zusammengefaßt wurden. In diesem Zusammenhange muß auch erwähnt werden, daß seit 1879 von der „Kirchenzeitung ein „Theologisches Literaturblatt", und von 1880 ab auch noch eine „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben" abgetrennt wurde, die beide unter Luthardt's Redaktion erschienen und zahlreiche Beiträge von seiner Hand aufweisen.

In der Zeitschrift nahm er insbesondere seit 1881 in mehreren Aufsätzen die Polemik gegen die Ritschl'sche Theologie auf.

Von seinem persönlichen Leben ist zu erwähnen, daß er im November 1869 sich wieder vermählte, mit Fanny Felix, der Tochter eines sehr kirchlich gesinnten Leipziger Großkaufmannes. Die überaus glückliche Ehe war freilich durch Leiden der Gattin vielfach getrübt. Kinder blieben ihr versagt. Ein außerordentlich schwer empfundener Schlag war für Luthardt der Tod einer verheiratheten Tochter, die seinem Herzen besonders nahe gestanden hatte, im Oktober 1880, kurz vor Antritt seines Rektorats. Jedenfalls schon weit über diese Zeit zurück reichten die Ursprünge eines scheinbar geringfügigen körperlichen Leidens, das durch schwere Beeinträchtigung des Schlafes ihn geradezu folterte. Zwar suchte und fand er in den Ferien Erholung, am häufigsten und liebsten in den Bergen Oberbayerns, in Berchtesgaden, aber doch hat er schon 1877, etwa im September, gegen Hofmann über eine Abnahme seiner Arbeitsausdauer geklagt. Freilich muß dabei in Betracht gezogen werden, welch übermäßige Last er bis dahin auf seinen Schultern getragen hatte, sodaß Hofmann meint, es werde nur nöthig sein, daß er sich etwas Beschränkung auflege. Jedenfalls hat die Außenwelt auf mehr als ein Jahrzehnt hinaus an Luthardt noch keine Abnahme seiner Frische und Rüstigkeit wahrgenommen.

Die noch übrige Zeit in Luthardt's Leben können wir in zwei Abschnitte theilen: der eine zeigt das gleichmäßige Fortarbeiten und Fortwirken des auf seiner Höhe angelangten Mannes, der andere umfaßt seinen Ruhestand, seit Winter 1895/96. Neue Momente pflegt das Leben eines, der an die Sechzig gekommen ist, nicht mehr zu bringen; es geht im günstigsten Falle nach dem Worte des weisen Dichters: was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle, ein Wort, das aus der Erntefreude des Alters doch auch eine leise Wehmuth hervorklingen läßt, einen Ton der Sehnsucht nach der spannkräftigen, viel noch entbehrenden, aber vorwärts ringenden Jugend. Dieser Ton wird auch vernehmlich, wenn man den Rückblick liest, den Luthardt 1889 in

seinen „Erinnerungen aus vergangenen Tagen“ auf die Anfänge seiner Leipziger Wirksamkeit wirft. Trotz aller freudig-dankbaren Genugthuung, die er dabei empfindet, spricht er doch von dem Erreichten mit einer gewissen Resignation. Er erinnert daran, wie die Wirkung von seiner und seiner Freunde Arbeit in jener ersten Zeit „auf engere Grenzen beschränkt“ war. „Der Widerspruch, welchen das evangelische Zeugniß im Sinn des lutherischen Bekenntnisses damals in weiten Kreisen noch fand und von dem man sich jetzt kaum noch eine Vorstellung zu machen vermag, konnte den in gleichem Sinn Verbundenen vielleicht den Schein der Partei aufdrücken, und hier und da mochte auch die Stimmung in dem und jenem dieses Gepräge an sich tragen und vielleicht zum Ausdruck kommen. Das hat sich im Lauf der Jahre geändert. Das positive Zeugniß hat die weiteren Kreise in Stadt und Land erobert oder ist wenigstens zur Anerkennung gekommen. Gar manches kam zusammen, diese Wirkung herbeizuführen. Freilich ist dieser Gewinn nicht ohne Verlust auf der anderen Seite erkauft worden. Wenn ein Strom sich ausbreitet, verliert er leicht an Tiefe. Das ist unvermeidlich und wir müssen uns diesem Gesetz der Geschichte beugen. Und auch das andere müssen wir in Kauf nehmen. Inniger und persönlicher ist das Band der Freundschaft, welches einen engeren Kreis Gleichgesinnter zu gemeinsamer Ueberzeugung und Wirksamkeit verbindet; freilich durch die größere Nähe auch leichter der Gefahr der Reibung ausgesetzt. Wenn die Wirkung in die Weite geht, schwindet diese Gefahr mehr, aber auch die Nähe und Wärme des persönlichen Verhältnisses. Nicht ohne diesen Preis zu zahlen erreicht man, was man doch wünschen muß. Man muß sich lassen genügen“. Wir hatten schon zu erwähnen, daß in den achtziger Jahren geradezu eine Hochfluth von Theologie Studirenden nach Leipzig strömte, zumeist um Luthardt's willen, denn Kahnis wenigstens hatte zu jener Zeit bereits sehr an geistiger Kraft verloren. Im Wintersemester 1886/87 saßen wir unser 400 in Luthardt's Kolleg über das Johannesevangelium; und eine Predigt von ihm, wie er sie ein- bis zweimal während des Semesters in der Universitäts-

kirche hielt, übte eine große Anziehung und Wirkung auch auf Nichttheologen aus.

Daneben gingen die anderen Arbeiten, deren wir schon gedacht haben. Woche für Woche brachte ihm sehr reichliche Arbeit an der Kirchenzeitung und dem Literaturblatt, wenn er auch eine Hilfskraft zur Seite hatte, und man wird sagen dürfen, daß in all dieser Zeit keine Zeile darin erschienen ist, die nicht im Fahnenabzuge an seinem prüfenden Blicke vorübergegangen wäre. Und welche Arbeit machte es, die Ereignisse in Welt und Kirche im großen wie im einzelnen und nicht minder die theologische und allgemeine Literatur zu verfolgen, den überaus reichen Briefwechsel, der mit der Zeitung enger oder loser zusammenhing, zu bewältigen, neue Kräfte für neue Aufgaben zu gewinnen, widerstrebende Interessen auszugleichen und was solch verborgen bleibender, aber doch mühsamer und zeitraubender Thätigkeit mehr ist. Die „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben" stellte allerdings 1889 nach zehn Jahrgängen ihr Erscheinen ein; doch bedeutete das gerade für die Redaktion nur eine geringe Entlastung. Besonders war Luthardt immer darauf bedacht, jüngere Kräfte zur theologischen und kirchlichen Mitarbeit in seinen Organen heranzuziehen, damit an der Arbeit ihre Kräfte wüchsen, das Selbstvertrauen sich hebe und die Lust zur Sache lebendig werde.

In diesem Zusammenhange muß auch der Leipziger Pfingsttage gedacht werden und der darin beschlossenen Mühewaltung Luthardt's. Wie erwähnt, war Luthardt schon 1857 in das Kollegium der Leipziger Mission eingetreten, und das war nicht blos ein nominelles, sondern ein mit bedeutender, zeitraubender Arbeit verbundenes Amt. Die Festschrift, welche das Kollegium 1897 zum vierzigsten Gedenktage seines Eintritts ihm widmete, bezeugt ihm darüber: „Von dem Tage an, da Sie in das Kollegium eintraten, machten Sie sich mit großem Eifer an die Lösung der schwebenden Fragen, wie dies die zahlreichen, in jenen Tagen gehaltenen Sitzungen und die wichtigen Entscheidungen beweisen, deren segensreiche Wirkungen in der Klärung der Lage, der Versöhnung der Ge-

müther und in dem Wiederaufblühen der indischen Mission bald an den Tag traten. Seit jener Zeit und noch mehr nach Ihrer einige Jahre später erfolgten Uebernahme der Stellvertretung im Vorsitz des Missionskollegiums haben Sie mit unablässiger Treue die Last der Mission getragen und sich um ihr Gedeihen hochverdient gemacht durch Ihre weise und liebevolle Berathung und zielbewußte Leitung des Werks im Sinne und nach dem Bekenntniß unserer evangelisch-lutherischen Kirche, das Sie stets nachdrücklich als die Losung und Grundlage unserer Mission bezeugt und festgehalten haben". Trat diese seine Arbeit im allgemeinen nicht an die Oeffentlichkeit, so doch etwas davon an den schönen Jahresfesten der Leipziger Mission, die — wie jetzt noch — mit einem Gottesdienste in der Nikolaikirche gehalten wurden, sei es nun, daß Luthardt dabei selbst predigte, oder daß er in Vertretung des Missionsdirektors den Bericht gab oder über die neu ausziehenden Missionare die Abordnungsrede hielt, oder daß er auch nur unter den geistlichen Würdenträgern erschien und etwa einem jungen Missionare mit einem Gebetsworte die Hand auflegte. Und welcher Theilnehmer an dem gemeinsamen, durch die nachfolgende Vertretersitzung freilich beengten Mahle erinnert sich nicht gern der geist- und humorvollen Tischreden, in denen er des Festpredigers Wohl auszubringen pflegte und dabei auch auf seine Predigt ein wirkungsvolles Schlaglicht fallen ließ? Fast jedesmal aber folgte am Donnerstag eine Pastoralkonferenz, in der Regel mit zwei Vorträgen, einem mehr wissenschaftlichen und einem mehr praktischen. Da wurden möglichst zeitgemäße Fragen behandelt und oft Gaben von bedeutendem und bleibendem Werthe geboten. Luthardt selbst hielt noch 1888 einen Vortrag über die antikheidnischen Wurzeln des römisch-katholischen Vollkommenheitsideals (enthalten in dem Sammelbändchen: Zur Ethik). Eine wirkliche Debatte pflegte allerdings nicht zu Stande zu kommen, lag auch weniger in Luthardt's Absicht, der vielmehr darauf bedacht war, der Verhandlung in irgend einer Erklärung oder dergl. einen praktischen Ertrag zu geben, den er für den kirchlichen Kampf in die Wagschale legen könnte. So geschah es wohl, daß vereinzelter

Widerspruch sich entweder gar nicht hervorwagte oder sonst bei Seite geschoben, unter Umständen etwa auch dem Referenten selbst das Konzept vom Vorsitzenden ein wenig verrückt wurde. Aber im Ganzen war ja auch eine wesentliche Gemeinsamkeit der Grundanschauungen bei den Theilnehmern vorhanden. Ein große Zahl derselben folgte gern der Einladung, die der Vorsitzende zum Schlusse an alle Konferenztheilnehmer ergehen ließ, am Nachmittage in seinem Garten — früher im Johannisthale, dann in seinem schönen Grundstücke an der Querstraße — zu einem zwanglosen Beisammensein und fröhlichen Gedankenaustausch sich einzufinden. Das waren unvergeßliche Tage und Stunden, voll reicher, vielseitiger Anregung. Fanden sich doch, zunächst um den Mittelpunkt der lutherischen Mission, Vertreter der lutherischen Kirche aus allen deutsch sprechenden Gebieten zusammen, insbesondere Mitglieder der, bei manchen Differenzen doch gerade durch Luthardt's Gemeinsinn und Vermittlergeschick zusammengehaltenen Fakultäten Leipzig, Erlangen und Rostock, bedeutende Männer des Kirchenregiments und viele Geistliche von nah und fern, für deren manchen diese Leipziger Festtage einen Höhepunkt des Jahres bedeuteten. Und wie lebhaft bewegte sich der Gastgeber in diesem Kreise, bald dahin, bald dorthin freundliche Worte richtend, dort zwei Männer einander vorstellend, die sich gegenseitig kennen lernen sollten, dann wieder zu mancherlei Zwiesprache bei Seite gezogen, während die Gäste selbst gegenseitige Fühlung suchten und unter den Nachklängen der gebotenen Reden und Vorträge bald in gehaltvolles Gespräch vertieft waren. Da gewann man einen Eindruck davon, welch autoritative und zusammenhalteude Bedeutung Luthardt's Persönlichkeit hatte.

Auch auf den allgemeinen lutherischen Konferenzen war er jetzt neben seinem Freunde Kliefoth, dem Mecklenburger Kirchenfürsten, die einflußreichste Persönlichkeit. Auf der Konferenz in Hamburg 1887 sprach er selbst über „Stellung und Aufgabe der evangelisch-lutherischen Kirche gegenüber dem Vordringen der römischen Kirche in der Gegenwart". Der Anlaß für das Thema war derselbe, welcher im gleichen Jahre den „Evangelischen

Bund" ins Leben treten ließ, nämlich der Friedensschluß der preußischen Regierung mit der Kurie und die dadurch mächtig gewachsenen Hoffnungen und Ansprüche des Ultramontanismus. Freilich aber waren die Vorschläge zur Abwehr, welche von Luthardt und vom evangelischen Bunde gemacht wurden, ziemlich verschieden; während hier in erster Linie die antirömische Aktion eines freien Vereins mit ziemlich unbestimmt gefaßter Bekenntnißgrundlage ins Auge gefaßt wurde, so war es Luthardt vor allem darum zu thun, daß die evangelische Kirche durch umfassendere Darbietung von Wort und Sakrament und entsprechend reichlichere Gemeindebildung gestärkt werde und im deutschen Volke fester einwurzele; gerade in dieser Aufgabe aber fand er sich nicht gefördert durch einen Zusammenschluß auch mit solchen, die in wesentlichen Stücken das Bekenntniß der Kirche verneinten. Daher sah er sich in Hamburg zu einer Absage an den evangelischen Bund veranlaßt, trotz der Hochachtung, die er vielen seiner Mitglieder entgegenbringe, und die Konferenz stimmte ihm darin bei; zugleich aber warf er den Gedanken von einem Bunde der lutherischen Kirchen in die Versammlung, auf den er noch mehrfach zurückgekommen ist. In seiner Stellung zur Konferenz hat er auch 1885 mit Kliefoth zusammen sein Votum gegen die revidirte Bibel, die 1883 unter dem Namen „Probebibel" erschienen war, abgegeben, „sofern die Probebibel gemeint sein solle als Kirchen- und Schulbibel erklärt und eingeführt zu werden". Obgleich er hier mit seinem verehrten Kollegen und Freunde Franz Delitzsch, den that- und wortkräftigen Förderer des Revisionswerkes in Widerspruch trat, hat er doch noch 1891 auf der sächsischen Landessynode sich dagegen ausgesprochen, weil die von Luther verdeutschte Bibel ein Einheitsband der deutsch redenden Lutheraner bilde, und weil er bei amtlicher Einführung der revidierten Bibel eine verhängnisvolle, weitgreifende Separation befürchtete. Sehr lebhaft bewegte ihn der 1892 durch Harnack's bekannte Ansprache und Broschüre erregte Kampf um das Apostolikum; er bildete das Hauptthema für die im folgenden Jahre abgehaltene allgemeine lutherische Konferenz in Dresden. 1893

hatte Luthardt auch die Genugthuung, auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen seiner Kirchenzeitung zurückblicken zu dürfen; er konnte das Vorwort der ersten Nummer, das er vor einem Vierteljahrhundert als eine Ausführung seines Programmes geschrieben hatte, einfach wieder abdrucken, mit dem Bemerken, daß er noch jetzt auf demselben Standpunkte stehe.

Daß Luthardt in den Jahren 1881, 1886, 1891 und 1892 wie früher an den Arbeiten der sächsischen Landessynode theilnahm, hatten wir theilweise schon Anlaß zu erwähnen. Es ist sehr bezeichnend, was der Geschichtsschreiber dieser Versammlung (Pastor Scheuffler) über die Entwickelung ihres inneren Charakters sagt. Es gab allerdings in der Synode von Anfang an zwei „Fraktionen", aber der in der ersten Zeit wenigstens zwischen einzelnen Mitgliedern hüben und drüben bestehende Gegensatz hatte sich sehr ermäßigt, und zwar zu Gunsten der positiven Richtung. Von den Synoden 1891 und 1892 schreibt Scheuffler: „Der Unterschied (der Fraktionen) war fast gar nicht ein dogmatischer, eigentlich nur ein kirchenpolitischer; man differirte über die mehr zurückhaltende oder mehr beifällige Stellung zu Zivilehe, Pfarrwahl, ob man in Leitung der Gemeindeangelegenheiten das geistliche oder Laienelement wolle vorwalten lassen" u. dergl.

Ueberaus reich war auch die Zeit seit 1880 an fruchtbarer literarischer Thätigkeit. Luthardt hatte fast immer Korrekturbogen vor sich. Zunächst erschienen seine früheren Werke in immer neuen und verbesserten Auflagen, an erster Stelle die vier Bände seiner apologetischen Vorträge. Sodann erforderte sein Kompendium der Dogmatik vielfache Neubearbeitung. Seit der dritten Auflage (1868) hatte er den Paragraphen einen dogmatischen Text vorangestellt, der seine eigene Ansicht in gedrängter Form wiedergibt; aber auch den, noch immer weit überwiegenden, geschichtlichen Theil gestaltete er fort und fort reicher aus, unter Berücksichtigung der neueren, besonders der durch Ritschl angefangenen Entwickelung. Der Exegese wandte er sich wieder zu, als er von außen gegebener Anregung folgend für das Strack-Zöckler'sche Kommentarwerk Evangelium und Briefe des Johannes und den

Römerbrief bearbeitete. Aber sein liebstes, längst schon gepflegtes Studium bildete die Ethik, und zwar weniger ihre Theorie, hinsichtlich deren er sich mit einem Harleß und von Hofmann und durch sie mit Luther in wesentlichem Einklang wußte, als ihre Geschichte, in der er eine „große geschichtliche Apologie der reformatorischen ethischen Erkenntniß" sah. Als Früchte dieser Arbeiten reiften jetzt seine „Antike Ethik in ihrer geschichtlichen Entwickelung als Einleitung in die Geschichte der christlichen Moral" 1887 und die gelehrte und stoffreiche zweibändige „Geschichte der christlichen Ethik vor und seit der Reformation" (1888 und 1893). Ein gewisses Schwanken in der Fassung der Aufgabe, nämlich zwischen einer Geschichte der Ethik, das ist dieser Wissenschaft, und einer Geschichte des Ethos oder der sittlichen Zustände und Anschauungen hat einige Ungleichmäßigkeiten in der Ausführung verursacht; dafür wird man durch Reichthum eines ideenmäßig erfaßten Stoffes entschädigt.

Gerade die Geschichte der Ethik zeigt Luthardt's Vielseitigkeit, insbesondere auch, wie er den früh in ihm erwachten Sinn für Kunst weiter gepflegt und durch wissenschaftliche Beschäftigung, ob auch mehr in Mußestunden, zu wirklichem Verständniß vertieft hat. In den Abschnitten, wo er „Gellert als Sittenbild seiner Zeit" darstellt und „die Wirkung des reformatorischen Prinzipes auf das Gebiet der Kunst in Deutschland" hat er frühere Studien verwerthet. Vor allem waren es Sebastian Bach und Albrecht Dürer, in deren Leben und Werke er sich mit Vorliebe versenkte, die er als Zeugen des reformatorischen Evangeliums im Reich des Bildes und der Töne verehrte und liebte. Als er Hofmann 1875 mit der neuen Auflage seines Johannesevangeliums auch seine zwei Vorträge über Dürer schickte, dankte ihm dieser, „über beides erfreut, um letzteres aber fast neidisch, indem ich Dich glücklich schätze, daß Du in der Lage bist, Dich zwischenein an solchem dem Gebiete der Kunst angehörigen Gegenstande zu erquicken". Die Geschichte der Ethik aber zeigt, wie ihm hierzu auch die Beschäftigung mit den Dichtern, nicht zuletzt mit Goethe, diente.

Die Vollendung des eben genannten Werkes aber fällt in das

gleiche Jahr, in welchem Luthardt seinen siebzigsten Geburtstag feierte, am 22. März 1893. Das war eine bedeutsame Station auf seinem Lebenswege. Von vielen Seiten wurden ihm Glückwünsche dargebracht und zu früheren Ehren neue zu Theil. Seit 1865, wie schon erwähnt, Konsistorialrath, seit 1870 Domherr von Meißen, wurde er 1887 zum Geheimen Kirchenrath, 1893 aber zum Geheimen Rath ernannt; hohe Orden waren ihm von den Königen Sachsens und Bayerns bereits früher verliehen worden, wie er sich der hohen und persönlichen Anerkennung seitens der sächsischen Regierung stets erfreuen durfte. Professor Theodor Zahn-Erlangen widmete ihm zu dem Tage als „dem hochverdienten Ausleger des vierten Evangeliums“ seine Schrift über das Petrusevangelium als „Untersuchung eines fünften Evangeliums“. Aber noch ward ihm auch eine für das Herz des akademischen Lehrers besonders werthvolle Ehrung zu Theil, von Seiten der akademischen Jugend. Da der Geburtstag in die Ferien fiel, so hatten sich nur Vertreter zur Beglückwünschung eingefunden, darunter frühere und damalige Mitglieder des Theologischen Studentenvereins, dessen Präsidium er 1886 trotz vorgerückten Alters als Erbe seines Freundes Kahnis übernommen hatte, ferner Mitglieder des Vereins deutscher Studenten, der unter Luthardt's Rektorat sich gebildet und von ihm lebhafte, thätige Förderung erfahren hatte, sodann solche der Lausitzer Predigergesellschaft, deren dogmatische Uebungen er seit langem leitete, und andere mehr. Zu einer allgemeinen Feier der Studentenschaft aber bot der für den 1. Mai angesetzte Kommers Gelegenheit. Unter großer Betheiligung auch des Lehrkörpers, in erster Linie der theologischen Fakultät, sowie der Geistlichkeit nahm er einen glänzenden Verlauf; der Gefeierte übernahm noch um Mitternacht mit jugendlicher Frische das Präsidium, noch immer durch seine Erscheinung und sein Wort begeisternd.

Aber es war doch auch die Höhe schon überschritten. Gerade dies Jahr ließ es erkennen. Noch einmal hatte er am zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung in der Universitätskirche gepredigt über Joh. 2, 1—11: wie der Herr seine Herrlichkeit im

Hause offenbart. Es war ein schlichtes, aber eindrucksvolles Zeugniß von der Würde und Herrlichkeit des christlichen Hauses. Im April desselben Jahres hat er zu einem Jubiläum der Inneren Mission in Dresden seine letzte Predigt gehalten über Hesek. 37, 1—10: „Deine Todten sollen leben". Aber auch an der Universität machte sich gegenüber den achziger Jahren ein Rückschlag bemerbar. Natürlich hing dies auch mit manchen äußeren Ursachen zusammen — infolge Ueberfüllung des Faches nahm die Zahl der einheimischen Theologen erheblich ab — ferner damit, daß von dem ruhmreichen Trifolium Luthardt allein übrig geblieben war — Kahnis mußte 1885 zurücktreten, Delitzsch starb 1890 —, aber zum Theil rührte es auch daher, daß neue Richtungen aufgekommen waren und die von ihnen beeinflußte Jugend, auch wenn sie nicht ganz in die neue Bahn lenkte, doch bei Luthardt sich nicht mehr ganz befriedigt fand. Auch der bedeutende Mann hat seine Grenzen, die ihm durch Persönlichkeit, Entwickelung und Geschichte gesteckt sind. Vor allem war es die mit Wellhausens Namen verknüpfte Schriftkritik, welche gerade in der Höhezeit Leipzigs ihre weitgreifenden Wirkungen auszuüben begann. Das waren für den Schüler des konservativen Hofmann ganz neue Probleme. Die gewisse, zwar nicht sachliche, aber doch wissenschaftliche Unsicherheit, in die sie Luthardt versetzten, spricht doch auch sein dem Faust nachgebildetes Scherzwort aus: „Ich danke Gott mit jedem neuen Morgen, daß ich nicht brauch' fürs Alte Testament zu sorgen und freue mich in meinem Sinn, daß ich nicht alttestamentlicher Exegete bin", das er 1892 in seinen „Briefen an einen angehenden Theologen" schrieb. Wohl wies Luthardt mit Recht auf den Wandel und Wechsel der Hypothesen hin und versuchte die gesammte Arbeit der Kritik für den Glauben zu neutralisiren durch den Gedanken, daß, wie immer die biblischen Schriften zu ihrer gegenwärtigen Gestalt gelangt seien, „dies eben der Weg sei, auf dem sie kanonische Schriften d. h. Bestandtheile jenes Schriftganzen geworden sind, das nach Gottes Willen werden sollte". Aber er selbst erklärt diese Argumente für nicht ausreichend. Gegen die andere

neue Richtung, die Theologie Ritschl's, der 1881 mit seiner Schrift „Theologie und Metaphysik" der konfessionellen und protestantenvereinlichen Theologie zugleich den Fehdehandschuh hinwarf, war er freilich in ganz anderer Weise gerüstet, und seine Einwendungen sind nicht wirkungslos verhallt, aber es blieb doch an den neuen Gedanken manches Anziehende und Anregende, was weder als längst bekannt und anerkannt, noch als längst widerlegt angesehen werden konnte. Gerade auch jüngere Leipziger Dozenten wirkten im Sinne der neueren Richtungen, und wenn auch nur erst eine Minderzahl ganz für sie gewonnen wurde, so bildete sich doch gerade bei den Strebsameren eine theologische Stimmung, der die kirchlich-historische Objektivität eines Luthardt nicht mehr ganz genügte. Dagegen entfalteten andere Fakultäten, insbesondere das durch Frank und von Zezschwitz zu neuer Blüthe gebrachte Erlangen, eine wachsende Anziehungskraft. So erfolgte denn seit Anfang der neunziger Jahre ein ziemlich jäher Rückgang in der Zahl der Theologen, die in Leipzig studirten, besonders der auswärtigen; im Sommer 1893 waren es noch 412, darunter 275 Sachsen, im Sommer 1895: 371.

Es sollte auch Luthardt nicht weit über die siebzig hinaus beschieden sein zu lehren. Noch hielt er jedes Semester zwei große Vorlesungen; nur einige Nebenarbeiten hatte er an jüngere Kräfte abgegeben. Schwer aber traf ihn der Verlust seiner zweiten Frau, die nach langen Leiden im November 1894 heimging. Immerhin war er noch rüstig genug, um im August 1895 an einem Familientage der Krackhardt's in Schweinfurt theilzunehmen, von dem er sehr befriedigt zurückkehrte, von Kindern und Enkeln als ehrwürdiges Haupt der Familie und leuchtendes Ideal gefeiert. Da bereitete ein leichter Schlaganfall, den er im Winter 1895, nicht lange nach Semesteranfang im Kolleg erlitt, seiner Lehrthätigkeit ein überraschend schnelles Ende. Auf Dringen des Arztes ließ er sich zunächst für den Rest des Semesters von seinen Verpflichtungen entbinden, doch hielt er die Hoffnung aufrecht, sein Amt noch wiederaufnehmen zu können. Die Unsicherheit seines Befindens vereitelte diese Hoffnung.

Dieser nothgedrungene Verzicht auf das Katheder gehört wohl zu dem Schwersten, was Luthardt innerlich durchgekämpft hat. Es bedurfte der vereinten Bemühungen des Arztes, der Familie und der Freunde, um ihn von bedenklich erscheinenden Versuchen zurückzuhalten. Endlich ergab und fand er sich darein. Nicht zum wenigsten half ihm dabei der Umstand, daß er nun noch Muße gewann, langgehegte literarische Pläne auszuführen. Ganz besonders freute es ihn, daß er als Seitenstück zu seinem Kompendium der Dogmatik 1896 ein Kompendium der Ethik herausgeben konnte, das bereits nach zwei Jahren in zweiter Auflage erschien. In der Grundlage und Disposition schließt er sich an Hofmann's Ethik an, nur zu einer selbständigen Disziplin nach vorn sie abrundend; sein Hauptstreben aber geht dahin, für die Ethik einen ähnlichen geschichtlichen Unterbau zu liefern, wie ihn die Dogmengeschichte für die Dogmatik bietet. Da Luthardt hier auf umfassenden Vorarbeiten fußte (s. o.) und die Ethik immer der Hauptgegenstand seines theologischen Denkens gewesen war, so trat dies Werk gleich als in seiner Art vollendetes in die Erscheinung, dem Verfasser ein Gegenstand freudiger Genugthuung.

Abgesehen davon, daß er natürlich auch jetzt wieder neue Auflagen früherer Werke besorgte, gelang es ihm noch zwei weitere Pläne ganz oder theilweise auszuführen. Sie sind selbst schon für ihn charakteristisch, insofern sie beide dem Bedürfnisse der Gemeinde dienen wollen, wie denn die betreffenden Arbeiten sämmtlich das Wort „gemeinverständlich“ in ihrem Titel tragen. Zunächst veröffentlichte er 1898 in einem starken Bande „Die christliche Glaubenslehre gemeinverständlich dargestellt“. Ueber ihren Zweck äußert er im Vorwort: „Von jeher war mir der Bund zwischen Theologie und Kirche als Ideal, und der Kirche zu dienen als schönste Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie erschienen. So suchte ich, was mir an Zeit und Kraft noch vergönnt war, dieser Aufgabe auch darin zu genügen, daß ich meine „Dogmatik“ der Gemeinde unmittelbar zu Dienste stellte“. Daß ihn Gott auch dies Werk noch vollenden ließ, war ihm eine neue, große Freude. Die Quintessenz seines theologischen Denkens ist darin enthalten,

und als er das gedruckte Werk noch einmal von Anfang bis Ende durchgelesen hatte, äußerte er zu einem Freunde: „Ich wüßte nichts daran zu ändern, noch zu bessern". Sein letzter, ebenfalls schon lange gehegter Plan war eine Auslegung der ganzen Bibel für die Zwecke der Gemeinde. Doch die Kräfte mahnten zur Beschränkung. Daher machte er sich zunächst an das Neue Testament, wo in Vorlesungen und Schriften reiche Vorarbeiten gegeben waren. Es gelang ihm noch, die vier Evangelien „verdeutscht und gemeinverständlich ausgelegt" Ende 1899 herauszugeben. Weiter kam er nicht mehr.

Schon bis dahin waren die Jahre des Ruhestandes von vielen körperlichen Leiden, ja von zeitweilig schwerer Krankheit unterbrochen gewesen. Dann wieder kamen Zeiten verhältnißmäßigen Wohlbefindens, wenngleich eine allmähliche Abnahme der Körper- und auch der Geisteskräfte nicht zu verkennen war. Sein Weg wurde stiller und einsamer. Wenn ihm auch das schwere Loos seines Freundes Kahnis erspart blieb, so hatte es doch etwas ungemein Wehmüthiges, zu sehen, wie die Flügelschläge des einst so lebhaften und hochstrebenden Geistes matter und schwächer wurden. Der Tod hatte viel Mühe, dieser Kraftnatur mächtig zu werden.

Wir versuchen zum Schlusse noch uns die Gesammterscheinung Luthardt's nach Wesen und geschichtlicher Bedeutung zu vergegenwärtigen, und machen dabei wohl am besten mit dem Aeußeren den Anfang, denn dies gehörte bei ihm allerdings dazu, nicht etwa, weil es in eigenthümlichem Widerspruche zu seiner geistigen Innerlichkeit gestanden hätte, wie das bei manchen Menschen der Fall ist, sondern im Gegentheil, weil es gerade zu seiner ganzen Persönlichkeit wunderbar harmonisch paßte. Luthardt war von großer, kräftiger, ja man muß wohl sagen mächtiger Gestalt, eine Erscheinung, die sofort auffiel, anzog, imponirte. Sein Gang war elastisch und lebhaft, das Haupt deckte ein großer Schlapphut. Besonders eindrucksvoll war sein Kopf mit der hochgewölbten, edlen Stirn, der kräftigen Nase über dem entschlossenen Munde, der sogleich den Redner verrieth, und vor allem mit den tiefen,

gedankenvollen und doch ihren Gegenstand klar und energisch anblickenden Augen. Scharf und bestimmt prägten sich die Züge in dem bartlosen Gesichte aus, vom Haupte aber leuchtete lange schon der Silberschein des Alters. Die ganze Gestalt aber belebte sich noch, wenn er redete, und zumal, wenn er öffentlich sprach. Luthardt verfügte über eine Baßstimme, die Tiefe und Kraft in seltener Weise vereinigte. Und gelegentlich bediente er sich ihrer ganzen Fülle. So erzählt mir ein Theilnehmer an dem Kommerse im Leipziger Krystallpalaste, der nach der siegreichen Rückkehr der Studenten aus Frankreich 1871 gehalten wurde, daß, als die Wogen hoch gingen, Luthardt das Wort ergriff und mit seiner Stimme durchdrang, sodaß ein aus dem Felde zurückgekehrter Jurist zu seinem Nachbar bemerkte: „Aber der hat eine Kommandostimme". Doch wirkte nicht nur diese, sondern, abgesehen vom Inhalte, zugleich die wuchtige, markige Weise, wie er sprach, oft in kurzen, schlagenden Sätzen, die Hieben gleich niedersausten und alle Lahmheit und Stumpfheit hinwegfegten.

Luthardt hat gern und geistreich über die Temperamente sich geäußert. Um so mehr wird man versucht, ihn selbst in eines der vier einzuordnen Wir stehen nicht an, ihn für einen Sanguiniker zu erklären. Er bezeichnet in seinen Vorträgen über die Moral des Christenthums das Temperament als eine Stimmung des geistigen Lebens, diese Stimmung aber beziehe sich auf das Verhältniß zur Außenwelt, in der wir stehen; nach diesem Verhältniß vertheilen sich, sagt er, die Temperamente. Daß er nun weder ein Melancholiker war, das ist nach seiner Bestimmung einer, der sich von der Berührung der Außenwelt auf sein Inneres zurückzieht, noch auch ein Phlegmatiker, das ist einer, der sich zwar in ein Verhältniß zur Welt setzt, aber mehr nur in das der ruhigen Beobachtung, darüber werden alle, die ihn kannten, einig sein. So kann es sich nur darum handeln, ob wir ihn den Cholerikern oder den Sanguinikern zuzählen. Das Wesen des Cholerikers nun beschreibt Luthardt als einseitige Aktivität gegenüber der Außenwelt; das des Sanguinikers aber folgendermaßen: „Die dritte Naturart ist die, daß wir uns in ein lebendiges Verhältniß zur

Welt setzen, aber so, daß wir sie auf uns einwirken und uns von ihr in lebendige Bewegung setzen lassen. Es ist uns Bedürfniß, in diesem steten Wechselverkehr mit ihr zu stehen; davon leben wir; was der Augenblick bringt, dem geben wir uns hin, und dem, was er fordert, entziehen wir uns nicht. Diese Männer des Momentes nennen wir Sanguiniker. Unter den Aposteln gehörte vor anderen Petrus zu den so Gearteten; denn er war ein Mann des Momentes, wie kein anderer, muthig und verzagt im schnellen Wechsel des Gefühls, und mit der Gabe, zur rechten Zeit das rechte Wort zu treffen, darum der Mund der Apostel". Hier meine ich ist in der Hauptsache auch Luthardt's Naturell gezeichnet. Fernerstehenden mochte er wohl den Eindruck eines Cholerikers machen; aber er war es nicht, sondern stand zu der Außenwelt vor allem auch so, daß er sich durch sie bestimmen und innerlich beeinflussen ließ. Im steten Wechsel einer feinfühligen Empfänglichkeit und schnell entschlossener Thätigkeit bewegte sich sein geistiges Leben. Er war nie ein Stürmer, der mit dem Kopfe durch die Wand will, sondern trug den Verhältnissen Rechnung. Gegen das Urtheil der Menschen war er nicht unempfindlich, über Anerkennung, die er fand, freute er sich ebenso, als unfreundliche Beurtheilung ihn innerlich verstimmte. Vor allem aber war er ein Mann des Augenblickes, der unmittelbaren Gegenwart. Aus ihr heraus und für sie handelte er, wenn auch von großen Gesichtspunkten geleitet. Daher liebte er es nicht zu warten; alles mußte, so gut es ging, alsbald gethan und die angefangene Aufgabe so schnell als möglich zu Ende geführt werden.

Diese Raschheit, mit der er die Dinge erledigte, war zum guten Theile das Geheimniß seiner großen und vielseitigen Leistungen. Aber er war zugleich ein überaus fleißiger Arbeiter. Zwar hat er in der Regel die Nachtstunden der Ruhe — so weit sie ihm wurde — vorbehalten und den Abend im Kreise der Familie verbracht, aber die Zeit des Tages hielt er wohl zu Rathe. Er war auch ein Lobredner des Studirens und führte gern aus, wie die großen Männer der Kirche immer auch in theologischer

Wissenschaft und Gelehrsamkeit sich ausgezeichnet hätten. Doch vor allem labora stand bei ihm das ora. Es mag vermessen scheinen, von der besonderen Religiosität eines Menschen reden zu wollen, und gewiß sind in dem Herzen eines jeden Geheimnisse verborgen, die auch dem Näherstehenden, dem Freunde, verhüllt bleiben. Aber mit diesem Vorbehalte werden wir doch auch etwas über Luthardt's christliche Individualität sagen dürfen, um so mehr, als auch seine Selbstbiographie uns gewisse Fingerzeige gibt. Er war von Haus aus eine religiöse Natur, aber seine Religiosität hatte bei aller persönlichen Art einen gewissen objektiven Charakter an sich. In ihm sprudelte nicht der ursprüngliche Quell eines eigenthümlichen religiösen Lebens, das unruhig hervordrängt, neue Bahnen und ein eigenes Bett für den Strom seiner Ideen und Empfindungen suchend, sondern das Christenthum der Kirche ward ihm zu seinem persönlichen Eigenthum und Leben. Was in seinem Entwickelungsgange sich ausprägte, was, wie wir sehen werden, für sein kirchliches Programm charakteristisch ist, das war ihm auch bleibend persönlich aufgedrückt, daß er nämlich den Weg von außen nach innen nahm, von dem in Lehre, Ordnung und Sitte der Kirche Gegebenen zu dem Erleben im eigenen Herzen. Daher hielt Luthardt viel von dem Aeußeren des religiösen Lebens; Gehorsam und Pietät waren die Merkmale seines kirchlichen und christlichen Verhaltens; daheim priesterlich waltend als Hausvater, hielt er sich treu zur Gemeinde und ihrem Gottesdienste. Als er in den späteren Jahren am Besuch desselben verhindert war, traf man ihn doch Sonntags immer beim Lesen einer Predigt. Kein Morgen aber verging, ohne daß er das apostolische Glaubensbekenntniß bei sich gebetet hätte; es sei ihm sonst, äußerte er einmal, als habe er sich nicht gewaschen.

In dem allen aber tritt schon zu Tage, daß Luthardt in besonderem Maße eine ethische Natur war, der auch das Religiöse von seiner dem Sittlichen zugekehrten Seite aus ergriff und es zugleich in gewisser Weise unter das Sittliche befaßte. Das sittliche Verhalten war ihm die Voraussetzung und Grundlage des religiösen Verhaltens, nur eben als sittliches Verhalten gegen

Gott. Wie diese Fassung geeignet ist, das menschliche Thun auf religiösem Gebiete zu betonen, so neigt sie auch zu einer gewissen Gesetzlichkeit. Zwar nicht um ein Verdienen handelt es sich, aber doch um ein Leisten, und auch der Glaube wird von dieser Seite her betrachtet. „Wer Böses thut, der haßt das Licht, wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht". In Glaube und Unglaube kommt der innere Gegensatz der Willensrichtungen zum Vorschein. Bei solcher Betrachtung tritt die selbständige religiöse Eigenart des Glaubens etwas zurück. Man muß denn auch sagen, daß sich in Luthardt nicht der fröhliche, freie Glaubensheroismus eines Luther ausprägte; er hielt doch auch viel vom menschlichen Mitwirken und Nachhelfen, und wo er für dieses keinen Raum oder keinen Erfolg sah, dann ward es ihm wohl dunkel vor den Augen.

Aber das war doch eben nur eine leise Neigung, ein Gegengewicht gegen schwächlichen Quietismus und weichmüthige Glaubensseligkeit. Gerade jene kernhafte Vertretung des Sittlichen machte zum guten Theile Luthardt's Bedeutung und Wirkung aus. Gewissen, Beruf und Arbeit, das waren die drei Leitsterne, von denen er sich bestimmen ließ, und dies gab seiner Person, seinem Reden und Auftreten jederzeit und ungesucht das sittliche Pathos, das von seinem Bilde unabtrennlich ist. Daß aber seine Sittlichkeit eine wahrhaft evangelische war, von Luther gebildet, das beweist im Besonderen noch der weltoffene Sinn, der ihn auszeichnete. Prägte sich dieser auch mehr in seiner Denkweise aus, als in seiner Lebensführung, für die ihm sittliche Rücksichten, Schonung fremder Gewissen in erster Linie maßgebend waren, so gab ihm doch gerade dies eine innere Freiheit und geistige Ueberlegenheit gegenüber vielen, die sonst mit ihm zusammenstanden.

Es ist zu erwarten, daß die persönliche Eigenart Luthardt's auch an seiner Theologie erkennbar werde. Das ist denn auch auf alle Weise der Fall, und wiederholt schon hatten wir darauf hinzuweisen. Von vornherein ist zu sagen, daß Luthardt's Natur ihn nicht auf die reine Wissenschaft, sondern auf die Praxis, nicht aufs Denken, sondern aufs Handeln hinwies. So weit es

ihn einst zur Philologie hinzog, wollte er zugleich Lehrer sein, und so weit er nachher der Theologie sich zuwandte, wollte er der Kirche dienen. Aber eine tüchtige gelehrte und wissenschaftliche Theologie hielt er eben auch für eine Lebensbedingung der Kirche. Seine gelehrten Arbeiten über den freien Willen und den johanneischen Ursprung des vierten Evangeliums beweisen, wie er selbst die als nothwendig anerkannte Aufgabe angegriffen hat, und gediegene theologische Leistungen auch aus dem anderen Lager war er jederzeit bereit anzuerkennen. Ob es nun freilich ihm ganz gelungen sei, den Anforderungen der Theologie und der Kirche in gleichem Maße zu entsprechen, das möchte man bezweifeln, besonders im Hinblick auf die Dogmatik. Die Ansätze und Aeußerungen der früheren Zeit lassen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheinen, daß Luthardt unter dem Einflusse der Erlanger energischer und konsequenter auf eine Berichtigung und Weiterbildung der traditionellen Lehrform hinausgekommen wäre. Noch 1864 spricht er sich in „Beiträgen zur Dogmatik mit besonderer Rücksicht auf die Dogmatik von Prof. D. Thomasius" sehr deutlich über den Unterschied zwischen alter und moderner Dogmatik aus und schließt mit spezieller Beziehung auf die beiderseitige Gotteslehre: „Darin also liegt der Grundfehler der alten Dogmatik, daß ihr Gottesbegriff zu einseitig metaphysisch, zu wenig geschichtlich gefaßt ist. Und das hat darin seinen Grund, daß er zu sehr der Philosophie, zu wenig der Heilsoffenbarung und Heilserfahrung entnommen ist". Demgemäß hat Luthardt damals und auch schon in seinem Kompendium auf die Kritik, die Luther an der Theologie und besonders der Gotteslehre der Schulen geübt hat, zurückgegriffen und Gedanken desselben angeführt, die nachmals Ritschl gegen ihn und Frank kehrte. Dagegen tritt schon im Kompendium zurück, wie sehr er geneigt war, in Hofmann's Versöhnungslehre einen wirklichen Fortschritt zu erkennen; vielmehr schließt er sich hierin an Thomasius' Fassung an, die der altdogmatischen nähersteht.

Fragen wir, was die reichere, selbständige Entfaltung jener Keime gehemmt hat, so ist es der historische Charakter, den seine

Dogmatik, nicht zum mindesten unter Kahnis' Einflusse, annahm. Es muß nämlich, wenn man von „Geschichtlichkeit" als einem Merkmale der Luthardt'schen Theologie spricht, ein Zweifaches auseinander gehalten werden, nämlich die Beziehung, welche sie zu der Geschichte der Lehre, des Dogmas und welche sie zu der wirklichen Geschichte, zu den Thatsachen der Geschichte hat. Hier haben wir es mit der ersten zu thun. Diese Geschichtlichkeit, oder sagen wir zur Unterscheidung lieber, diesen historischen Charakter hat Luthardt's Dogmatik in keiner Weise von Hofmann, dessen Theologie und Methode in dieser Hinsicht eher einen unhistorischen Charakter hat. Entwickelt er doch das dogmatische System rein aus dem Thatbestande, welchen das Christenthum im einzelnen Christen der Gegenwart hat, und nur eine nachträgliche Vergleichung desselben mit der kirchlichen Lehre ist vorgesehen. Aber auch Thomasius, an den Luthardt sich sehr anschließt, gibt eine selbständige dogmatische Entwickelung, und bringt erst nachträglich den Beweis aus der Schrift und der Geschichte des Dogmas. Die Weise Luthardt's dagegen, von der Schrift aus durch die ganze geschichtliche Entwickelung des Dogmas hindurch auf ein Resultat hinauszukommen, entspricht am meisten der Weise von Kahnis. Immerhin ist ein Unterschied vorhanden. Kahnis läßt sich durch die bloße Geschichte, durch die pia et erudita antiquitas als solche mehr imponiren. Wieviel bedeutete es für ihn, daß die vornicänischen Väter subordinatianisch vom Sohne Gottes lehrten und das Abendmahl als Opfer bezeichneten! Gegen eine derartige isolirende Betrachtung der Lehrgeschichte war Luthardt gefeit durch die dogmengeschichtliche Schulung, die er bei Thomasius empfangen hatte. Ihn leitete vielmehr der Gedanke, daß die ganze Geschichte des kirchlichen Dogmas — nicht seine Kritik (Strauß), sondern vielmehr — seine Rechtfertigung sei. Aber dieser Standpunkt wird immer dazu verleiten, daß die Kanten und Ecken historischer Erscheinungen abgeschliffen, ihre Unterschiede und Gegensätze hinter dem Gemeinsamen zurückgestellt werden. Praktische Umstände und pädagogische Motive hielten Luthardt bei diesem Historizismus fest.

Trotzdem ist seiner Dogmatik nicht die Eigenart verloren ge-

gangen, sondern die Anregungen, die er bei Hofmann empfangen hatte, sind doch wirksam geblieben. Sie geben seiner Dogmatik den geschichtlichen, konkreten Charakter. Bei der Schilderung seines Verhältnisses zu Hofmann hatten wir dessen schon zu gedenken; es gilt hier nur kurz zusammenzufassen. Darein setzte Luthardt die Eigenart der neueren und auch seiner Dogmatik gegenüber der orthodoxen, daß diese in logisch-abstrakter Weise gedacht und die Lehre gebildet habe, während wir zuerst auf die Geschichte, ihre Thatsachen und deren Entfaltung achten, um von da aus die Lehre zu gewinnen und gleichsam nachzuzeichnen. Nicht mit Rechengrößen, sondern mit Realitäten soll die Dogmatik arbeiten. Daraus ergibt sich vor allem eine andere Stellung zur Schrift. Sie ist nicht als das inspirirte Lehrbuch die Offenbarung selbst, sondern die Offenbarung ist Geschichte und die Schrift das Denkmal dieser Geschichte. Gedankenmäßige Reproduktion des großen Thatsachensystems der Geschichte, das ist ihm die ideale Aufgabe der Dogmatik. Es leuchtet ein, wie sehr diese Aufgabestellung von Hofmann veranlaßt ist, und wie sie sich doch ganz unterscheidet von der, welche Hofmann selbst für die systematische Theologie gibt, denn diese läßt er gerade nicht aus dem Thatbestande herauswachsen, den das Christenthum in der geschichtlichen Offenbarung bezw. in der Schrift habe.

Indessen auch noch in einer anderen Beziehung scheint uns Luthardt über Hofmann hinauszugehen, und dies bezeichnet dann eine weitere Eigenthümlichkeit seiner Theologie. Luthardt beschränkt sich nicht auf die eigentliche Heilsgeschichte als den Stoff für das dogmatische Denken, sondern zieht im Zusammenhange mit ihr, grundsätzlich wenigstens, die Weltgeschichte, die Universalgeschichte in Betracht, und es ist daher nicht bloße Liebhaberei, wenn er so eifrig auch der Antike sein Interesse und seine Arbeit zugewendet hat. Erst innerhalb der Gesammtgeschichte der Menschheit tritt ihm das Christenthum als die reale Erlösung der Welt hervor, und Christus als der Zielpunkt nach rückwärts, als der Ausgangspunkt nach vorwärts, als der Höhepunkt für das Ganze. Unter diesem Gesichtspunkte bezeichnete er gern die Dogmatik als

eine „Philosophie der Geschichte“. Eben damit aber benennen wir den apologetischen Charakter, den Luthardt's Dogmatik hat. Apologet ist **Luthardt** zeitlebens gewesen und geblieben, und Apologetik war im **tiefsten Grunde** all seine Theologie; sie leitete ihn auch als Antrieb bei **seinen** wissenschaftlichen Arbeiten. Gerade dieses ist zweifellos eine **der Hauptursachen** seiner Erfolge gewesen; die Zeit hatte ein Bedürfniß **nach** solcher Apologetik, wie die Fülle ähnlicher Unternehmungen in jenen Jahrzehnten beweisen, und überdies ist das **Publikum**, welches für apologetische Arbeiten sich interessirt, jederzeit ein viel **größeres**, als das, welches spezifisch theologische Arbeiten finden. Was aber einen Vorzug bezeichnet, das ist häufig auch eine Schranke. Insbesondere ist eine allzu starke Einwirkung apologetischer Zwecke der wissenschaftlichen Dogmatik nicht zuträglich, denn alle Apologetik ist durch Anlässe, die von außen kommen, veranlaßt, und diese treffen nicht immer mit den Motiven zusammen, die in der Sache selbst liegen. Daher ist die apologetische Tendenz geeignet, die Ruhe wissenschaftlicher Entwickelung zu stören und mehr auf einzelne Punkte, als auf den stetigen, geschlossenen Zusammenhang des Ganzen achten zu lassen.

Luthardt ist sich dessen bewußt gewesen, und er hat von der apologetischen Arbeit, speziell auch von seiner — so viele, nicht blos äußere, sondern auch innere Erfolge derselben er aufweisen konnte — stets sehr bescheiden gedacht. Als Frank in scharfer Weise gegen „die landläufige Apologetik“ zu Felde zog, da hat er den Zweck seiner apologetischen Arbeiten gegen Mißverständnisse verwahrt und mit Bezug auf sie Lessing's Wort angeführt, daß es ein würdiges Thun sei, auch nur den Staub von den Stufen zu kehren, welche zum Heiligthume führen. Im Gespräche aber bezeichnete er seine apologetischen Vorträge gern als „höhere Predigten“. Und eben das weist auf ein letztes Merkmal seiner Theologie hin, den praktischen Charakter und Zweck, womit die Rücksichtnahme auf die Kirche und Gemeinde gegeben ist. Auch darin lag eine Ursache seiner weitreichenden und tiefgehenden Wirkung. Zugleich entsprach es seiner Natur, denn, wie wir sahen, war es ihm stets nur um eine solche Theologie zu thun,



die unmittelbar der Gemeinde zu dienen geeignet sei. Wiederum aber fragt es sich, ob diesem Vorzuge nicht auch ein **Mangel** entspreche. Wir möchten das glauben. Bei aller **Anerkennung** der Wahrheit, die jenem Streben zu Grunde liegt, ist **nicht** zu leugnen, daß die Theologie sich hüten muß, unmittelbar **praktisch** sein zu wollen. Ob das nämlich der Praxis nützt, ist die **Frage**, daß es aber der wissenschaftlichen Theologie schadet, ist keine **Frage**. Die Theologie ist in erster Linie Sache der Theologen, **zwar** nicht der akademischen allein, aber der akademisch gebildeten. Sieht es der Theolog mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten gleich **auf** einen weiteren Kreis ab, so bringt ihm das Gefahr. Es **versetzt** *ihn* in eine gewisse Aengstlichkeit Er scheut sich dann **auszusprechen**, was ihm doch gewiß ist; er sieht sich genöthigt, den **Unter***schied* des Hergebrachten und des Neuen zu verkleinern **und** zu verwischen, und bildet vielleicht Gedankenreihen, welche *mehr* beschwichtigen, als fördern und klären. Solche Eindrücke **wird** man gelegentlich von Luthardt's Glaubenslehre empfangen; **es würde** hier zu weit führen, auf Einzelnes einzugehen.

Man ist versucht, zu meinen, daß Luthardt sich je *länger* je mehr der Ethik auch mit aus dem Grunde **zugewendet** habe, weil sie ein mehr neutraler Boden war und hier die eben genannten Schwierigkeiten die Erreichung seiner praktischen **Zwecke** weniger hemmten. Jedenfalls bewegt er sich in der Ethik freier, kräftiger, selbstbewußter; und wenn er vielleicht Luther in dogmatischer Hinsicht nicht ganz zu folgen, zu seiner inneren Freiheit da nicht immer sich aufzuschwingen wagte: „Luther nach seiner ethischen Bedeutung“ hat er vorzüglich erfaßt und in köstlicher, unübertrefflich markiger Weise dargestellt. Auch in der Ethik betonte und beachtete Luthardt die geschichtliche Entwickelung, ja er sah darin eine berechtigte Eigenthümlichkeit seiner ethischen Ar*beiten*. Aber hier ließ er sich auch durch die Geschichte weniger beengen, als in der Dogmatik. Vielmehr hat er sie in kräftiger Sche*mati*sirung um Luther's reformatorische Anschauung gruppirt und von ihr aus beurtheilt. Während er z. B. die altkirchliche Dogmenbildung im Ganzen als reines Erzeugniß des christlichen Geistes

behandelte, erkannte er auf dem Gebiete des Ethos viel entschiedener und schon für die früheste Zeit Einflüsse antik-heidnischer Denkweise an und verfolgte so die Moral des Katholizismus bis in ihre altkirchlichen Anfänge hinauf.

Die Ethik war auch das Kolleg, durch welches Luthardt am meisten fesselte. Das führt uns auf seine Bedeutung als akademischen Lehrer. Bleiben wir zunächst bei dem Einzelnen stehen, so war es hier in der Ethik die Fülle der dargestellten Anschauungen, die einheitliche Beurtheilung derselben und die lebendige, konkrete Schilderung des christlich-sittlichen Ideals nach lutherischer Auffassung, welche ebenso Geist als Gemüth befriedigten und erhoben. Man gewann eine feste und klare Ansicht von der Sache, denn immer wieder kam er auf gewisse Grundgedanken und Leitsätze zurück, wie die, daß die römisch-katholische Moral durch heidnische Einflüsse auf die christliche Denkweise entstanden sei und daß Luther durch die richtige Bestimmung des Verhältnisses zu Gott erst die rechte sittliche Stellung zur Welt wieder ermöglicht habe. Die Dogmatik wies nicht die gleiche einfache Geschlossenheit auf; sie litt auch äußerlich darunter, daß sie — alljährlich — in einem sechsstündigen Kolleg des Wintersemesters absolvirt wurde. Trotzdem aber blieb auch sie nicht ohne bedeutende Wirkung. Denn den Eindruck gewann jeder, daß hier einer sprach, der seiner Sache gewiß und dem es damit allerheiligster Ernst war. Besonders wurden wohl solche befriedigt, die im Glauben der Kirche stehend nach Verständigung und Klärung über die religiösen Probleme verlangten, während es ihm weniger gelungen sein dürfte, solche, die von der modernen Theologie beeinflußt waren, festzuhalten oder wiederzugewinnen. Legte er doch weniger Werth auf die Methode der Wissenschaft, als darauf, in den Inhalt und Geist der kirchlichen Lehre einzuführen. Von seinen exegetischen Vorlesungen dürfte die über das Johannesevangelium die meiste Anziehung ausgeübt haben, denn die Großzügigkeit und die ethische Haltung desselben entsprachen seiner Geistesart, und man spürte die gediegene selbständige Arbeit, die er an das Verständniß dieses einzigen zarten Hauptevangeliums gewendet hatte.

Wenn er aber einmal in seinen Erinnerungen von exegetischen Vorlesungen fordert, daß sie nicht, wie bei Harleß und Hengstenberg, Resultate in Buchform geben, sondern zur gemeinsamen Arbeit des Lehrenden und des Hörenden werden sollen, wie bei Hofmann, so dürfte doch seine eigene Weise mehr den erstgenannten Vorbildern entsprochen haben, nur daß er nicht so sehr auf das Kleine und Einzelne, als auf die großen Zusammenhänge und Grundgedanken hinführte, um von da aus das einzelne zu beleuchten. Was aber allen seinen Vorlesungen zu Gute kam, das war der Eindruck seiner edeln, gesunden und zugleich geweihten Persönlichkeit. „Ich glaube, darum rede ich", das war der Grundton seines Lehrens, und daher hat ein witziger Gegner, dessen Luthardt selbst in seinen Erinnerungen gedenkt, auf ihn das paulinische Wort angewendet: „und wenn ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn wir euch gepredigt haben, anathema sit". Nie aber hat er in kleinlicher oder gar persönlicher Weise theologische Gegner im Kolleg behandelt, sondern immer nur auf die Sachen hingeführt, und wo er kämpfte, nicht um Anerkennung seiner Gedanken und Leistungen, sondern um die Erhaltung der biblisch-kirchlichen Glaubenswahrheit gestritten. Eitelkeit war ihm fremd, das gehörte auch zu dem Totaleindruck, den er machte. Es war überhaupt weniger die innige, kindlich fromme Gläubigkeit eines Kahnis, als die sittliche Lauterkeit, Festigkeit und Willensenergie, die von Luthardt aus auf die Jugend wirkte. Und das natürlich nicht blos innerhalb der Vorlesungen. Luthardt verstand es von dieser Seite her die Jugend zu fassen und den hehrsten Idealismus in ihr zu entflammen, wo immer er vor ihr stand und zu ihr sprach. Da spannten sich die schlaffen Willen, da sank alles Niedrige und Gemeine zu Boden, da brannten die Augen und hoben sich die Herzen. Mancher Nichttheologe hat von solchen Gelegenheiten einen unverlöschlichen Eindruck mit hinweggenommen. Aber man muß es nun auch als Schranke Luthardt's bezeichnen, daß er mehr geeignet und geneigt war, auf die Gesammtheit zu wirken, als dem einzelnen Studenten sich eingehender zu widmen, und mancher

vielleicht, der sich vor ihm nicht sogleich herauswagte, ist enttäuscht aus seiner Sprechstunde fortgegangen, um nicht wieder zu kommen. War er doch auch so vielbeschäftigt und immer von der Sorge um das Ganze und Große erfüllt. Daher erwachte sein Interesse zumeist erst da, wo er von einem Studenten etwas Tüchtiges für die Kirche erwartete. Solche ließ er aber auch nicht aus den Augen, widmete ihnen gern seine kostbare Zeit, suchte sie auf alle Weise für wissenschaftliche Aufgaben zu interessiren und zu zielbewußter Arbeit anzuspornen. Wer aber diesem Drängen nicht nachgab oder seinen Ansprüchen nicht zu genügen vermochte, der blieb mit der Zeit von selbst weg, weil er Luthardt wie sein böses Gewissen fürchtete. So hat er auch in wissenschaftlicher Hinsicht auf viele anregend und fördernd gewirkt, wenn er auch, so wenig wie Kahnis, geeignet war, eine Schule zu begründen.

Dafür war er zu wenig Mann der reinen Wissenschaft. Denn auch seine ganze akademische Thätigkeit war seiner Wirksamkeit für die Kirche eingeordnet und von ihr umfaßt. Ein Mann der Kirche, das ist er gewesen, ein Diener seiner Kirche, das hat er sein wollen. Und zwar sind es im Besonderen ganz klar erfaßte praktische Zwecke und Ziele gewesen, auf die hin er sein ganzes Wirken gerichtet hat, im Grunde dies eine: die Erhaltung der deutschen evangelischen Volkskirche und dementsprechend die Erhaltung der Landeskirchen. Wenn es die erste Tugend des Diplomaten ist, von den Thatsachen auszugehen und den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen, so war Luthardt ein geborener Diplomat. Wir haben uns von der Gegenwart die Aufgaben stellen zu lassen und nicht die Fragen der Zukunft zu beantworten, das war die Erwägung, die all sein kirchliches Handeln bestimmte und zugleich begrenzte. Indessen, es war nicht blos das Gegebene, was er festzuhalten suchte, sondern er sah in jener Vereinigung von Kirche und Volk, in der Durchdringung des nationalen Lebens durch Sitte und Ordnungen der Kirche ein für beide Theile höchst werthvolles Gut. Als einen Ausdruck seiner Denkweise führte er gern und oft die Worte aus Dahlmann's „Politik“ an: „Die christliche Vorzeit hat Glied-

maßen unseres Daseins geschaffen, denen wir nicht entsagen können, auch wenn wir wollen. — Wir unserestheils möchten nicht einmal die Kirchthürme aus der Landschaft missen". So vertrat er den Begriff des „christlichen Staates" und stand in dieser Hinsicht zu den Erlangern, speziell Hofmann und Frank, im Gegensatz. Hofmann war für reinliche Scheidung des staatlichen und kirchlichen Gebietes. Von den Landeskirchen hoffte er nichts mehr, sondern begrüßte und beförderte seinerseits die Trennung von Staat und Kirche. Dies war auch einer der Hauptgründe dafür, daß er sich der liberalen Fortschrittspartei anschloß. Fast noch stärker hat sich nach ihm Frank gegen das „Phantasma des christlichen Staates" ausgesprochen, wobei er doch gerade Luthardt nicht ganz gerecht wurde. Denn dieser verwahrte seinen Begriff vom christlichen Staate sehr wohl gegen unevangelische Deutung. Erst auf der Sonderung beider durch Christus sollte nach ihm der Bund beruhen, in den Staat und Kirche zu treten allerdings berufen seien. Seine Begründung war dabei folgende. Der Staat kann sich allerdings nicht bekehren und insofern nie christlich werden. Aber der Staat ist der Rechtsorganismus des Volkslebens. Er hat es also mit der konkreten Größe des Volkes zu thun. Wenn nun dies Volk vom Christenthum bestimmt ist, so hat der Staat diese Thatsache anzuerkennen und muß sie auch in seinen Rechtsinstitutionen berücksichtigen. Er muß dem Christenthume des Volkes Raum machen. Insofern aber das Christenthum zur Sitte des Volkes geworden ist, geht es durch Vermittelung dieser in das Recht des Staates ein.

Man verkennt Luthardt's kirchenpolitisches Programm vollständig, wenn man darin nur Bestrebungen findet, den Staat der Kirche dienstbar zu machen. Wir werden noch sehen, wie falsch das ist. Man muß vielmehr seine Rathschläge zunächst vom Standpunkte des Staates aus ansehen; in dessen Interesse sind sie zunächst gegeben. Dem Staate kann es seiner Meinung nach nicht gleichgiltig sein, ob das Volk ein christliches bleibe, den Staatsmännern gibt er immer und immer wieder zu erwägen, was er nach der Reichstagswahl von 1890 besonders eindringlich

ihnen vorhielt: „auch wer kein Herz für die Kirche hat und von der Religion keinen Gebrauch für sich selbst macht, der kann und soll wenigstens so viel politischen Verstand haben, um zu erkennen, daß die Religion nothwendig ist, daß ein Volk und unser Volk voran ohne sie nicht leben kann, daß sie die größte sittliche Macht ist, die es auf Erden gibt, daß die Besserung unserer Verhältnisse im letzten Grunde eine sittliche sein muß, daß also auch die Zukunft unserer ganzen Gesellschaftsordnung darauf beruht, und endlich, daß nicht viel Zeit mehr zu verlieren ist". In dem früher erwähnten Vortrage: „die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben" hat er diese Gedanken meisterhaft ausgeführt.

Allerdings aber meinte er nun auch, daß wichtige Interessen der Kirche dazu riethen, den Bestand der Volkskirche so lange wie nur möglich und „um jeden möglichen Preis" zu erhalten. Vor allem schwebte ihm dabei Werth und Bedeutung der „Sitte" vor, und es ist nicht zufällig, daß er als Redakteur sein erstes „Vorwort" diesem Thema gewidmet hat („Sächs. Kirchen- und Schulblatt" Juli 1857). Denn er wußte — man darf wohl sagen, aus eigenster Erfahrung — daß es nicht bloß eine Einwirkung von innen nach außen, sondern auch eine solche von außen nach innen gebe, und daß die Volkspädagogie, welche die Kirche durch die öffentlichen Ordnungen ausübe, eine bewahrende Macht sei, zumal für die Schwachen und Schwankenden, und daß sie diejenigen sittlichen Voraussetzungen herstelle oder erhalte, ohne die ein Hervorblühen wahren, persönlichen Glaubens undenkbar oder doch wesentlich erschwert sei.

Freilich kann es zuweilen scheinen, als denke auch Luthardt sich als die zukünftige Gestaltung der Dinge ein Auseinandertreten der Kirche und des Staates und gerathe er so mit sich selbst in Widerspruch. Aber so wahr jenes ist, so irrig ist doch diese Folgerung. Denn zunächst sah er in dem Landeskirchenthum der lutherischen, bezw. der evangelischen Kirchen nicht eine heilsnothwendige Ordnung, sondern einen Thatbestand, der durch geschichtliche Fügung und Führung, wenn auch mit Gottes Willen, geworden sei. Wie wir früher bei Besprechung der Zivilstands-

gesetzgebung sahen, verhehlte er sich die sachlichen Motive und Schwierigkeiten nicht, die eine Aenderung jenes Zustandes nicht nur von staatlicher, sondern gerade auch von kirchlicher Seite wünschenswerth erscheinen ließen oder doch erscheinen lassen konnten Und je nach den Umständen sah er wohl diese Zukunft das eine Mal für gewisser und näher an, als andere Male. Aber nie hat er sie herbeigewünscht, noch helfen wollen sie herbeiführen. Wohl aber kam es ihm darauf an, daß, wenn jene Zukunft einträte, die Kirche ihr nicht völlig ungerüstet gegenüberstehe. Unter diesem Gesichtspunkte strebte er eine gewisse Selbständigkeit und Freiheit der Kirche dem Staate gegenüber an, aber eigentlich immer nur in eben dem Maße, als der Staat von der Kirche sich löste, sich selbst ihr entfremdete. Als der Staat die Zivilehe einführte, da verlangte er nach einem kirchlichen Traugesetz, und als jener zugleich die Taufe freigab, da drang er auf eine entschiedenere Handhabung der kirchlichen Zucht, damit die Trennung vom Staate der Kirche nicht zur Verweltlichung gereiche. Er verfuhr aber dabei im höchsten Grade weitherzig. Zur erscheinenden Kirche wollte er alle gerechnet wissen, die sich „ihr Thun gefallen lassen", aber eben dies Aeußerliche betrachtete er auch als das Mindestmaß kirchlichen Anspruches, nicht als ob es alles sei, sondern in der Hoffnung, daß Wort und Sakrament nicht ohne den Segen des heiligen Geistes bleiben und Früchte inneren Lebens hervortreiben werden. In diesem Sinne hat der gelehrte Professor sich nicht für zu hoch geachtet, in acht schlichten Sätzen jedem evangelischen Christen einen „kurzen Unterricht" zu geben, „wie er es in seinem Christenleben halten soll". Sie wurden gedruckt und dazu bestimmt, daß jeder Konfirmand sie in sein Gesangbuch einklebe (vierte Sächsische Landessynode 1886) Auf diese Weise sollte durch die Kirche die christliche Volkssitte erhalten werden, die der Staat sich weigerte, ferner zu schützen, damit etwa auf diese Weise auch bei verminderter Hilfeleistung des Staates das Ideal der deutsch-christlichen Volkskirche erhalten bleibe und die Kirchthürme auf der Höhe nicht aus dem deutschen Landschaftsbilde schwänden.

Es muß aber im Besonderen noch dessen gedacht werden, was

Luthardt für die lutherische Kirche geleistet hat. Erst von der Höhe einer späteren Zeit aus wird sich das ganz übersehen lassen, aber an das Wesentliche und das zu Tage Liegende werden wir um so mehr erinnern müssen, als ihm seine Arbeit nicht immer den verdienten Dank derer eingetragen hat, von denen er es hätte erwarten dürfen. Wer an den Weg baut, der hat viel Meister: das hat er reichlich erfahren. Und doch, wer ist es gewesen, der vor der großen Oeffentlichkeit die Sache der lutherischen Kirche würdig, eindrucksvoll und mit der Stetigkeit, die allein Erfolg bringt, vertreten hat, als Luthardt in seinen Blättern, voran in seiner Kirchenzeitung? Und wer hat in unermüdlicher Arbeit immer wieder zum Sammeln und zum Handeln aufgerufen und beides an seinem Theile selbst nach Möglichkeit gethan, wenn nicht er? Daß er, von viel mehr Freunden kritisirt, als unterstützt, zuweilen nicht alles meisterhaft ausführen konnte, daß er auch einmal sich irrte oder fehlgriff, wußte er selbst am besten, aber auch, daß die leicht von Wunden verschont bleiben, die dem nothwendigen Kampfe nur als Schiedsrichter zuschauen. Und: das Bessere ist der Feind des Guten, pflegte er gern zu sagen, und er sah es wirklich gern, wenn andere etwas besser machten, als er. Nur allerdings von seinen wohlerwogenen Grundanschauungen ließ er sich weder nach rechts, noch nach links abdrängen. Es gab ihrer viele, die lutherischer sein wollten, als er, zumal in den Kreisen der Freikirchen. Obige Darstellung wird zeigen, warum er ihnen nicht folgen konnte. Was er einmal im Vorwort von 1882 schrieb, drückt seine beständige Ansicht darüber aus: „Die jüngste Geschichte der Freikirchen bei uns zeigt, daß wir ihren Weg nicht gehen können, wenigstens jetzt nicht, nur wenn wir unbedingt müßten. Die Gefahr des kleinlichen Geistes und der inneren Zerreibung, zumal wenn jede vielleicht vorübergehende, untergeordnete Lehrverschiedenheit auf dem Boden wesentlich gleicher Bekenntnißgrundlage gleich den ganzen Bestand der Gemeinschaft gefährdet, ist uns zu stark vor die Augen gestellt. — Man hat uns öfter zugerufen, nach großartigerem Maßstab die Dinge zu behandeln und auf das offene Meer zu

fahren. Aber wir haben nicht auf Abenteuer auszugehen, sondern mit den Realitäten zu rechnen, die uns gegeben und aufgegeben sind".

Deshalb war sein Blick doch weit. Er gerade hat seit der Hamburger Konferenz von 1887 wiederholt den Gedanken eines Weltbundes der lutherischen Kirchen als ein Ideal der Zukunft ausgesprochen, denn wir seien in ein ökumenisches Zeitalter eingetreten, und besonders im Blick auf Amerika und seine kirchlichen Verhältnisse sprach er von ökumenischen Aufgaben der lutherischen Kirche. Das hinderte ihn aber nicht, auch den Bestrebungen, welche auf eine nähere Verbindung der evangelischen Kirchen Deutschlands abzielen, rege Theilnahme zu schenken. Keineswegs meinte er aus Furcht vor Unionismus sich ablehnend verhalten zu müssen. Denn er hielt es nicht für richtig, daß die lutherischen Kirchen und die Vertreter ihres Bekenntnisses sich in den Schmollwinkel der Nörgler drängen ließen oder von selbst zurückzögen, wenn doch das lutherische Bekenntniß nicht angetastet werden sollte. Nur, wer mithandelt, erreicht etwas, das war seine Ansicht; allerdings aber wünschte er stets, daß solche, die wesentlich auf gleichem Grunde stehen, nicht zentrifugalen Neigungen nachgebend sich zersplittern und vereinzeln, sondern unter Zurückstellung von Sonderwünschen sich zu gemeinsamer und einheitlicher Aktion zusammenschließen sollten.

Die Kirchenzeitung aber, in der ein gut Theil vom Lebenswerke Luthardt's niedergelegt ist, sie bereitet uns den Uebergang dazu, daß wir in einigen Worten seine Bedeutung als Schriftsteller würdigen, denn gerade in jener Art Gelegenheitsschriftstellerei, wie sie eine Zeitung mit sich bringt, trat nicht *zum* wenigsten seine besondere Begabung hervor. Luthardt war ein Meister des Stils, aber eben als solcher war er der Sache *nicht* bloß in naiver Weise mächtig, sondern hatte sie von Grund aus studirt. Jüngeren gab er gern auf diesem Gebiete Rath, und ein schlechter, schwerfälliger oder nachlässiger Stil war ihm unerträglich. Seine Hauptregel lautete: schreibe nicht bloß für das Auge, sondern zugleich für das Ohr. Daß er das selbst beachtet

hat, beweisen alle seine Veröffentlichungen, ganz besonders seine Vorträge und Predigten. Auch die letzteren können wir hierher rechnen, denn sie waren fast immer zugleich für den Druck bestimmt. In früherer Zeit weisen sie noch einen reicheren Schmuck, oft poetischen Glanz der Rede auf, später größere Einfachheit, aber mit einer eigenthümlichen Wucht der Worte. Seine Dispositionen sind meist sehr schlicht und verrathen nichts von homiletischer Kunst; dafür ist aber der Zusammenhang der Gedanken ein fester und ihr Fortschritt ein stetiger. Charakteristisch für seinen Stil, zumal in den zugleich für den Vortrag bestimmten Veröffentlichungen, sind die kurzen, scharfgefaßten Sätze. Sie sind ein Beweis dafür, wie völlig er den Gegenstand beherrscht, wie er sich ganz über ihn klar geworden ist. Verschwommenheit und Unklarheit wird man in Luthardt's Werken vergeblich suchen. Davor bewahrte ihn auch seine große Gewissenhaftigkeit. Nie sprach er anders, als gründlichst vorbereitet. Alle Predigten wurden sorgfältig ausgearbeitet, geschrieben und gelernt. Dafür konnte er aber auch über ungewaschenes Extemporiren sich lebhaft entrüsten. Er selbst behandelte jederzeit das Wort als ein werthvolles Gut und als eine Waffe, deren Gebrauch verantwortungsvoll sei. Diese Gewissenhaftigkeit verlieh all seiner Rede so besonderen Nachdruck, wie sie wiederum ihn veranlaßte, auch auf die Form größte Sorgfalt zu verwenden.

Was aber den reichen Inhalt seiner schriftstellerischen Thätigkeit anbetrifft, so ist er in der Hauptsache mit dem Gange seines Lebens zugleich an uns vorübergezogen. Doch möchten wir dies Viele und Mannichfaltige zuletzt noch auf eine einheitliche Formel hinausführen, die zugleich geeignet wäre, Luthardt's ganzes Streben und Wirken zu charakterisiren. Solch ein durchgehender, einheitlicher Grund- und Leitgedanke ist in der That bei ihm vorhanden gewesen. Wir können ihn bezeichnen als die Vereinigung und Durchdringung des Sinnlichen und Geistigen, des Natürlichen und des Christlich-sittlichen auf allen Gebieten. Das ist der Schlüssel zum Verständniß seines Lebenswerkes und seiner Persönlichkeit. Wir sind nicht bloß geistige, sondern geistleibliche

Wesen, und wir Christen haben nicht unser Menschenthum ausgezogen, sondern sind nur zur Wahrheit desselben gekommen: diese beiden Sätze stellten sich in seiner Persönlichkeit ungesucht dar, und wie dieses, so bestimmten sie ihn auch in Theorie, wie Praxis. Oft hat er, aber kaum jemals schöner, als in seinem Vortrage über Paulus das Ideal geschildert, das er daraufhin sich gebildet hatte. „Wenn wir", sagt er dort (1869), „das höchste Ziel unserer Gedanken und Bestrebungen aussprechen sollen, so ist es die Verbindung des Christenthums mit dem übrigen Geistesleben und der allgemeinen Kultur. Nicht bloß auf die engen Kreise der religiösen Gedanken wollen wir das Christenthum beschränkt wissen, sondern es soll uns die höchste geistige Macht und die alles erfüllende Seele unseres Lebens sein. Nur dann ist es uns die absolute Religion, denn losgelöst von dem übrigen Leben und als etwas Besonderes auf ihre eigenen Kreise beschränkt, wäre die Religion ohne Zukunft, sie stürbe ab, wie eine aus dem Boden gerissene Pflanze. Die innere Verbindung der beiden Welten, der religiösen und der natürlichen, ist es, worin wir das Ziel der Geschichte und zugleich das Ziel unserer Arbeit im Dienste der christlichen Wahrheit erblicken". Von dieser Anschauung beseelt, mußte er zum Apologeten werden in einer Zeit, wo das Band zwischen dem christlichen Glauben und dem allgemeinen Weltbewußtsein sich lockerte, ja bei vielen zerrissen zu sein schien; und alle seine Apologetik diente der Absicht, dem Christenthume innerhalb der modernen Welt Raum zu schaffen, damit es sich mit ihren edelsten Kräften und aller echten Wahrheitserkenntniß zum Ganzen einer christlichen Gottes- und Weltanschauung verbinde.

Zugleich aber läßt sich auch alles kirchliche Handeln Luthardt's auf jene Formel zurückführen und aus ihr erklären. Weil wir nicht bloß geistige Wesen sind, sondern für unsere Persönlichkeit einen Naturboden haben, darum ist Christenthum nicht etwas bloß Individuelles und schlechthin Innerliches, sondern gewinnt es selbst wieder eine Naturgrundlage in Tradition, Sitte und gesetzlicher Ordnung des Volkslebens. Diese Naturgrundlage gehört zur Gesundheit unseres Wesens; sie hilft das geistliche Leben tragen und

nähren. So will er die Volkskirche als den Naturboden, aus dem die Kirche im geistlichen Vollsinne, die ecclesia proprie sic dicta erwachse.

Luthardt war sich aber bewußt, in und mit jenem Prinzipe den Kerngedanken der lutherischen Reformation zu vertreten; denn in der Anschauung Luther's und der lutherischen Kirche sah er die rechte, gesunde Mitte zwischen der unheiligen Versinnlichung des Göttlichen in der römischen Kirche und der abstrakten Geistigkeit und dem unhistorischen Radikalismus der reformirten Kirche gegeben. Sieht man näher zu, so ist dies auch der rothe Faden, der durch alle seine ethischen Arbeiten sich hindurchzieht und sie miteinander verbindet. Frühe bereits war in diesem Mittelpunkte seine Ansicht fertig; schon als der Jüngling mit Begeisterung und Beifall Harleß' Ethik hörte und sich, wie er selbst in seinen Erinnerungen schreibt, an seiner Studentenverbindung die sittliche Aufgabe des Christen deutlich machte: „daß das Christliche nicht das äußere Material des Lebens sein soll, sondern daß wir dieses uns von der Welt her, in der wir stehen, und ihren natürlichen Verhältnissen geben zu lassen und mit dem Christenthum nur als Gesinnung zu durchdringen und g e s t a l t e n und so die Einigung der beiden Seiten zu vollziehen haben". Diese Grundanschauung gab auch seinem ganzen Wesen den Stempel der Gesundheit, seinem Denken die Anschaulichkeit, seinem Handeln Geschlossenheit. Besteht das Eigenthümliche bedeutender Männer darin, daß sie einige große Ideen lebendig erfassen, energisch vertreten und mit ihren Folgerungen nach allen Seiten hin geltend machen, so kann Luthardt jenes Prädikat nicht vorenthalten werden. Seine Lebensarbeit ist darum auch mit seinem Leben nicht zu Ende, nicht untergegangen; er hat ein geistiges Erbe hinterlassen, zu dessen Erhaltung und Verwerthung noch ein viel weiterer Kreis berufen ist, als die, welche am 24. September 1902 seine Bahre umstanden.

Luthardt's letzte Tage und Begräbniß.

Von Pfarrer W. Laible.

Luthardt gehörte zu denen, welche des Todes Bitterkeit und die bei anderen oft so qualvollen letzten Stunden vor der Auflösung nicht zu schmecken bekommen, weil sie schon vorher große Qualen und Angst des Todes durchgemacht und im Glauben überwunden haben. Nur die ihm näher Stehenden wissen, wie unendlich er in den letzten Jahren gelitten hat. Fremden Besuchern zeigte er meist ein frisches Angesicht und lebhafte Rede; seine Freunde allein wußten, in welchem Gluthofen der Trübsal er sich unaufhörlich befand, wie seine Kräfte davon erschöpft wurden und sein thatkräftiger Muth oft ganz gebrochen war. Es war ein altes Leiden, früher nur sporadisch auftretend, aber mit den zunehmenden Jahren sich immer tiefer festsetzend, eine Venenentzündung, die ihn des Nachts, nicht zum Schlafe kommen ließ oder mitten aus dem Schlafe aufweckte. Dann mußte er sich erheben und so lange im Zimmer wandern, bis die Unruhe der Ermüdung wich. Oft mußte der Greis vier bis fünf Mal in einer Nacht, auf seinen Stab gestützt, diese Wanderung unternehmen, bis er zum Tode matt auf sein Lager sank. Aber es waren Stunden nicht blos körperlichen, sondern auch seelischen Leidens. Als ihn ein Freund nach einer solchen Nacht einmal bekümmert vor dem Schreibtisch sitzen fand und ihm ein ermunterndes Wort sagen wollte, antwortete er: „Sie wissen nicht, was ich leide. Die Nacht ist keines Menschen Freund, das erfahre ich jetzt am deutlichsten. Es kommen da in der Einsamkeit viele schwere Gedanken über mich". Ein besonderer Trost war ihm in solchen Nächten das Lied: „Mein Auge wacht jetzt in der stillen Nacht". Da kein Arzt Rath wußte, mußte man

zuletzt zu künstlichen Mitteln greifen, um ihm wenigstens für einige Stunden Schlaf zu verschaffen. Ungern und sträubend ging er darauf ein, doch war er auch wieder dankbar für die Erleichterung. Am meisten machte es ihm zu schaffen, nicht mehr so arbeiten zu können, wie früher, der eigene Zeuge seiner verfallenden Kraft zu sein. Wenn sonst das Alter oft die Täuschung mit sich bringt, daß man eigentlich geistig noch völlig rüstig sei und seinen Posten noch hinreichend ausfülle, Luthardt wurde diese Täuschung erspart. Er sah sich schwächer werden. Aber daraus ergab sich für ihn auch ein harter, innerer Kampf, den wenige Greise durchzumachen haben. Seine ganze Natur bäumte sich dagegen auf, daß er, der Mann der That und des eisernen Willens, Stück für Stück seiner Kraft beraubt werden sollte.

Nach schwerem Ringen beugte er sich vor dem Willen seines Gottes, er wurde stiller und stiller. Vom Sterben pflegte er nicht zu reden, ja es schien, als ob er diesem Gedanken nicht näher treten wolle. Aber wenn man nach einer seiner schlaflosen Nächte das Gesangbuch auf seinem Tische aufgeschlagen fand, und zwar die Sterbelieder, so wußte man, daß er das, wovon er zu reden vermied, doch im Herzen bewegte. Vielleicht waren es auch solche Gedanken, die ihn von der Nacht als „keines Menschen Freund“ reden hießen; er kämpfte mit dem Tode, noch ehe er an sein Bett trat. Luthardt war überhaupt in Bezug auf sein inneres geistliches Leben eine verschlossene Natur; nur hie und da leuchtete es wie ein Blitz hervor und ließ erkennen, wie sein ganzer Sinn im Geistlichen lebte, wie viel er betend mit Gott verkehrte.

Große Sorge bereitete den Seinen der Ausspruch des Arztes, daß man sich auf böse Tage mit dem theuren Manne gefaßt machen müsse; er besorgte jenen Verfall der Geisteskräfte, der gerade bei großen Gelehrten zuweilen sich einfindet und das Ebenbild Gottes entstellt. Gott sei Dank, diese Befürchtung erfüllte sich nicht. Wohl wurde der Kranke immer theilnahmloser und sein Gedächtniß schwächer, sodaß er auch Nahestehende vielfach nicht mehr erkannte; er war zuletzt ein rechtes Bild des Jammers, wenn er schwer athmend mit geschlossenen Augen dalag. Aber ganz verließ ihn

das Bewußtsein nicht. Wenige Tage vor seinem Tode streckte er noch einem Freunde die magere Hand zum Abschied hin, ihn liebevoll anblickend. — Man sah sein Ende kommen und betete um seine Erlösung. Endlich kam der Tod heran, still und unmerklich, und der müde Streiter durfte ohne Kampf zu den ewigen Wohnungen eingehen.

Wie war uns zu Muthe, als wir ihn todt vor uns liegen sahen, mit seiner hohen, mächtigen Stirn, die gütigen Augen für immer geschlossen! Es weiß kein Mensch, wie viel er dem Einzelnen gewesen ist. Vor der Oeffentlichkeit war er der geniale Führer der Kirche, der geborene Herrscher, der geistreiche Theologe, der Mann mächtig in der Rede und in seinen Plänen. Aber im Stillen war er viel mehr. Hier war er der Seelsorger mit weisem Rathe, ein Lehrer der Unerfahrenen, ein treuer Freund für Angefochtene, hilfreich gegen Verlassene, ein Tröster für Verzagende. Seine Seelengröße erwies sich vielleicht nirgends so in ihrer wahrhaft fürstlichen Vornehmheit, als in diesem Verkehr und Verhalten gegen Einzelne. Und nun war er todt und für immer von uns genommen. Obwohl wir um seine Erlösung gebetet hatten, war es doch für uns ein überaus schwerer Abschied. Solange er noch da war, war er eben da, und jetzt sollten wir ihn nicht mehr haben. — —

Groß und ehrenvoll war die Theilnahme aus der Nähe und Ferne. Der Verein deutscher Studenten hatte sich erboten, an dem offenen Sarge die Ehrenwache zu übernehmen. Von allen Seiten kamen Zeichen der Liebe und Verehrung, darunter viele von hohen Körperschaften. Am Abend vor der Beisetzung hielt der Sohn, Pastor Luthardt, im stillen Familienkreise die feierliche Aussegnung; des anderen Tages früh wurde der Sarg geschlossen. Es entsprach einem direkt ausgesprochenen Wunsche des Verstorbenen, daß die Trauerfeier in der Universitätskirche stattfinden sollte. Hier hatte er so oft von der Kanzel sein gewaltiges Zeugniß des Glaubens hören lassen, hier hatte er auch oft als andächtiger Zuhörer gesessen. Es war seine Kirche, die Kirche seiner Universität. Auf dem Altarplatz stand jetzt seine Leiche aufgebahrt, der Sarg mit Kränzen und Palmen bedeckt, umgeben von brennenden Kerzen, zur Rechten und

Linken die Ehrenwache mit gezogenem Degen. Trotz der Ferien war es verschiedenen Studentenverbindungen möglich, ihre Vertreter mit den Fahnen zu entsenden. Außer ihnen war der Rektor der Universität, der Dekan der theologischen Fakultät, viele Professoren der Theologie und anderer Fakultäten erschienen, ferner die Ausschüsse der lutherischen Konferenz, die in diesen Tagen zufällig in Leipzig eine Zusammenkunft hatten, das Missionskollegium von Leipzig 2c. Im Schiff der Kirche hatte eine ansehnliche Trauergemeinde, darunter viele Pastoren, Platz genommen. Es war Nachmittags 2 Uhr. Von der Orgel sang der Thomanerchor: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren“. Dann trat Luthardt's Beichtvater, Pfarrer D. Hölscher, hervor, um die kirchliche Handlung mit Wort Gottes und Gebet zu vollziehen. Seine Rede und die Ansprachen der anderen Herren sind auf den folgenden Blättern abgedruckt. Mit Gesang und Segen schloß die Feier. Der Sarg wurde herabgehoben und auf den Wagen gebracht. Eine endlose Wagenreihe folgte bis nach dem Johannisfriedhof. Dort, wo seine erste und seine zweite Ehefrau begraben waren, sollte auch er zur letzten Ruhe gebracht werden. Endlich langten wir an und sahen den Sarg in die Tiefe sinken. Die Studenten stellten sich mit ihren Fahnen rings um das Grab und die Musik blies den Choral: „Jesus, meine Zuversicht“. Dann hielt D. Hölscher die Aussegnung nach der Agende, und wir beteten das letzte Vaterunser über dem Todten. Viele, sehr viele traten heran, um eine Hand voll Erde und Blumen in das Grab zu werfen — den letzten Scheidegruß.

Wir aber kehrten heim, dankbar für alles, was uns und der Kirche der Entschlafene gewesen war, aber nicht ohne ernste Sorgen, daß wir sein Werk, an dem er gearbeitet, nicht mit gleicher Kraft fortführen könnten. Dann aber gedachten wir auch, daß es ja Gottes Werk und Sache sei, und daß der Gott noch lebe, der einst nach dem Tode des gewaltigen Moses zu Josua sprach: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Er helfe uns, seine Sache zu führen zur Ehre seines Namens.



Ansprachen am Sarge Prof. D. Luthardt's in der Paulinerkirche zu Leipzig.

I. Ansprache von Pfarrer D. Hölscher.

Als einst David den Tod des Feldhauptmann Abner hörte, sprach er zu seinen Knechten: Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und ein Großer in Israel gefallen ist? Das Wort klingt heute in unseren Herzen und durch die ganze lutherische Kirche wieder. War der nun Entschlafene auch bereits seit Jahren von seinem Amte zurückgetreten und von Gott in die Stille geführt worden, sodaß er dem jüngeren Geschlechte ferner gerückt war, so bewahren doch alle, die ihm nahe gestanden haben und durch sein überaus treues, reines und tapferes Gemüth inniglich erquickt wurden, in ihrer Erinnerung nicht diese Gestalt der letzten Jahre, nicht die schmerzvollen Leidenszüge, nicht die langen und bangen Nächte, da die Natur sich gegen die Auflösung ihrer Leibeshülle sträubt und doch zugleich nach des Apostels Wort sich sehnt nach Erlösung und ist beschwert, sondern der Mann lebt in ihrem Gedächtniß fort, wie er war in seinen gesunden, starken Tagen, kraftvoll, lebensfrisch, die vom Sturme noch nicht getroffene Eiche.

Groß steht er vor euch, den Kindern, die ihr durch Gottes Gnade euren Vater so lange gehabt und so unaussprechlich viel von ihm gehabt habt; groß auch vor dir, seiner innig geliebten Schwester, die du ihn in seiner langen, schweren Krankheit mit großer Aufopferung und mit der Hingabe aller deiner Kräfte gepflegt und getröstet hast; wir gedenken in wehmüthiger Theilnahme auch des treuen Bruders in der Ferne, den nur die eigene Krankheit von dem Sarge des Bruders fern hält. Groß steht er vor allen denen,

die als Schüler zu seinen Füßen, als Hörer unter seiner Kanzel gesessen haben, als Freunde in seinem Hause ein- und ausgegangen sind. Und so weit wohl über die Erde hin das lutherische Bekenntniß die Herzen in einem Glauben verbindet, ist der Eindruck allgemein: Ein Großer ist von uns geschieden. Weit hinaus erstreckte sich sein Einfluß, und bis in die höchsten Kreise hinein wurde sein Rath und sein Urtheil gern gehört, und kaum ist durch ein halbes Jahrhundert etwas auf kirchlichem Gebiete geschehen, wo man nicht seine Mitwirkung in Anspruch nahm, oder auf seine Stimme achtete; jedes Wort von ihm war eine machtvolle That.

Es ist das Bedürfniß der dankbaren Liebe, beim letzten Geleit eines theuren Heimgegangenen an das zu gedenken, was Gott in diesem Leben gethan, und uns in ihm gegeben hat. Diesem Bedürfniß wollen wir jetzt Genüge thun und ich will Gott bitten, daß er meinen Mund vor Uebermaß bewahre, wenn ich als Diener der Kirche und zugleich als schmerzlich bewegter Freund von dem Entschlafenen rede.

Es schreibt der Apostel an die Ebräer 13, 7: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Wandel nach.

Ein Lehrer ist der Entschlafene gewesen, ein Lehrer von Gottes Gnaden. Ob auf dem Katheder oder auf der Kanzel, ob in öffentlicher Versammlung oder im vertrauteren Kreise der Freunde, immer erschien er als die Verkörperung des Schriftwortes: Ich glaube, darum rede ich. Denn die Rede war ihm nicht eine Kunst, sondern der Ausfluß seiner tiefen, innersten Ueberzeugung, darum auch die mächtig anfassend, die ihm sonst ferner standen. Ein Mann starken Willens faßte er das Christenthum wesentlich als eine große Thatsache der Geschichte, als die in Christo gegebene thatsächliche Wiederherstellung der durch die Sünde zerstörten Gemeinschaft Gottes und der Menschen, darum auch in seiner Wirkung nicht nur persönlich, sondern weltumfassend und welterneuernd. So war ihm auch die Erkenntniß der Wahrheit nicht nur eine intellektuelle, sondern eine sittliche That der innerlichen Selbsthingabe an Gott. In dieser historischen und sittlichen Anschauungsweise wurzelte der kirchliche



Charakter seiner Theologie, da er in der Kirche der lutherischen Reformation vor anderen beides, die persönliche Innerlichkeit und den Trost der freien Gnade, verwirklicht sah. So ist er ein Lehrer gewesen, ein Führer zum Glauben und im Glauben für viele, ein Lehrer, der uns das Wort Gottes gesagt hat. Denn das Wort Gottes war seine Weisheit und seine Stärke, sein Trost und sein Friede, sein Sieg über die Welt und seine Hoffnung im Tode.

Gott hat ihn sichtbar zu einem Lehrer gemacht. Er war geboren am 22. März 1823 in Marolsweisach in Unterfranken, in einem Hause, in dem fromme Sitte und ehrbare Zucht gepflegt wurde; die zahlreichen Geschwister, alle in herzlicher Liebe miteinander verbunden, alle mit dem Triebe etwas Tüchtiges zu werden. Er besuchte das Gymnasium in Nürnberg und studirte dann in Erlangen und Berlin Theologie, unter der Führung von Lehrern, denen er bis ans Ende ein dankbar ehrendes Gedächtniß bewahrte. Nachdem er vier Jahre lang Gymnasiallehrer in München gewesen war, wurde er 1851 Dozent in Erlangen, 1854 Professor in Marburg und kam 1856 nach Leipzig.

Hier verknüpfte ihn bald eine innige Geistesgemeinschaft und Freundschaft mit Kahnis und Delitzsch, und dies Dreigestirn gab der theologischen Fakultät von Leipzig einen ausgeprägten Charakter und einen unerreichten Glanz. Es ging wie ein Frühlingswehen durch die theologische Jugend Leipzigs, und aller Augen waren auf den auch leiblich großen und gesunden Mann gerichtet und viele Herzen ihm zugewandt.

Gottes Wort hat er gelehrt mit Beweisung des Geistes und der Kraft; das Wort war sein alles. Gern gebrauchte er das Wort Luther's: Wer das Wort hat, der ist reich genug und bedarf nichts.

Und doch reicht seine Bedeutung weit über das Amt eines theologischen Lehrers hinaus. Sein Herz gehörte seiner lutherischen Kirche. Sie hat er geliebt, als seine Mutter, die ihn geboren und zur Seligkeit unterwiesen hat, als das Haus Gottes, in diese Welt hineingegründet, daß sie der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit sei, als die Braut Gottes, die sich dem Herrn bereiten und ihm sich darstellen soll im heiligen Schmuck. Ihren Schatz und ihr

anvertrautes Pfund in der Reinheit des Wortes und der Verwaltung der Sakramente unserem Volke zu erhalten, war sein tiefstes Anliegen.

Sehe ich recht, so wird die lutherische Kirche zwei Dinge an dem Entschlafenen dankbar zu preisen haben. Zuerst, daß er ein offenes Auge und ein gläubiges Verständniß hatte für die Wege, die Gott seine lutherische Kirche führen wollte. Als sie in der Zeit der Wiedererweckung des Glaubens in Gefahr stand, zu enge zu werden, war es sein Werk, daß er die Kirche vor den Wegen der Freikirche bewahrte und als Volkskirche unserem Volke zu erhalten vermochte.

Im Auftrage der Ausschüsse der allgemeinen lutherischen Konferenz, die er mit Rudelbach, Harleß, Kliefoth, Thomasius und anderen gegründet und durch viele Jahre geleitet, deren Organ, die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ er geschaffen und mehr als 30 Jahre als ein Band der Gemeinschaft der lutherischen Landeskirchen herausgegeben hat, will ich dankbar bezeugen, daß er ebenso klar als besonnen, ebenso weitblickend in den Zielen als umsichtig in der Wahl der Mittel, immer das Unerläßliche und Erreichbare abwog und Sorge trug, daß das Evangelium in der Unverletztheit des lutherischen Bekenntnisses und in der Gestalt der Volkskirche bewahrt werde. Da war nie ein übereiltes Unternehmen, nie ein vermessenes Plänemachen, sondern immer gesundes und nüchternes, sicheres Erkennen des augenblicklich Nöthigen, frei von aller Einseitigkeit und Engherzigkeit, aber dann auch ein unerschütterliches und standhaftes Aushalten bei dem, was er als richtig erkannt hatte. In mancher Stunde, wenn auch die Beherzten von Zagen ergriffen wurden, ist er der sichere Steuermann und Führer gewesen.

Das andere, was ihm unsere Kirche danken soll, ist, daß er die Mission in den sicheren Wegen der Konfession erhalten hat. Denn der Mission war er von ganzer Seele zugethan.

So will ich zugleich im Namen des Missionskollegiums ihm den tiefen Dank aussprechen, daß er seit 1857 durch 44 Jahre mit großer Treue an diesem Werke mitgearbeitet hat, durch viele Jahre der stellvertretende und dann der eigentliche Vorsitzende des Kollegiums.

28 Jahre hat er in allen Sitzungen eigenhändig die Protokolle geführt und die Sorge für die Mission als eine ganz persönliche auf dem Herzen getragen. In stillen Stunden hat er mir, und wohl mit Thränen, bezeugt, daß beides, die Arbeit für die Kirche und für die Mission das innerste Anliegen seines Lebens, seine höchste Freude, aber auch seine tiefste Sorge, und die Kämpfe in ihr und um sie seine schwersten Schmerzen gewesen seien.

So ist er unser Lehrer gewesen und ist es, Gott gebe, wohl noch, treu wie nur je ein Lehrer gewesen. Erkennt es an ihm und gedenket sein, zum Preise und Lobe Gottes, der uns ihn gegeben hat.

Nun stehen wir an seinem Sarge. So hören wir heute ganz vornehmlich, was unser Text sagt: Schaut sein Ende an. Es war das Ende eines Knechtes Gottes. Seit vielen Jahren war er schwer leidend, mehr, als die Meisten, auch seiner Freunde ahnten, und nur die ungewöhnliche Kraft seines Körpers vermochte die sich immer erneuernden Anstöße so lange zu ertragen. Die geistigen Kräfte nahmen ab; die irdischen Dinge traten ihm mehr und mehr in den Schatten, aber der Heiland und das Heil in Christo blieb ihm dennoch allezeit klar. Aus Gnaden! Ich glaube eine Vergebung der Sünden, so bekannte er noch in den letzten Tagen mit tiefer Demuth. — Es war nicht seine Art, viel über Dinge des inneren Lebens zu reden, aber wir wußten, daß er viel betete und immer das Sterben in Gedanken hatte. Als ich wenige Tage vor seinem Ende mit seiner geliebten Schwester an seinem Bett saß und das Ende nahen sah, sprach er nicht mehr. Aber als ich zu ihm redete und betend schloß: Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, der vom Tode errettet. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Ja, du hast mich erlöst, du getreuer Gott, da schlug er noch einmal die Augen auf und sprach: Das ist gut. Ja wahrlich, das ist gut. Wer so stirbt, der stirbt wohl. Dann nahm die Schwachheit immer mehr zu und die Anzeichen des Todes wurden deutlicher. Am Sonntag ist er gestorben und heimgegangen in stillem Frieden, und eingegangen zu seines Herrn Freude.

„Und folget seinem Glauben nach". Laßt uns dieser Weisung

folgen, es wird uns nicht gereuen. Laßt uns Gott loben, daß er uns diesen Mann gegeben hat; laßt uns ihn anrufen, daß er sich über seine Kirche erbarme und sie in der Wahrheit und Einigkeit des Glaubens erhalten wolle. Der Herr sende seine Arbeiter in seine Ernte und sammle uns alle dermaleinst in seine himmlischen Scheuern. Euch, den Hinterbliebenen, bleibe der Segen des Vaters und Bruders eine heilige Macht des Lebens, und uns allen sein Gedächtniß unvergänglich, eine Mahnung, in der Treue Gottes zu beharren bis ans Ende. Amen.

II. Ansprache von Prof. D. Kirn.

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Ein weiter Kreis trauert heute mit uns um das Hinscheiden Christoph Ernst Luthardt's. Denn die Bedeutung seines Wirkens reichte weit über unsere Universität, unsere Stadt und unser Land hinaus. Vielen in der Nähe und in der Ferne ist er ein Wegweiser zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit und ein Führer in der kirchlichen Arbeit gewesen. Besonders aber ist es uns, den nächsten Genossen seiner Berufsarbeit, Bedürfniß und Pflicht, an seinem Sarge zu bezeugen, was er uns gewesen ist und was er nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch für das Gedeihen unserer Fakultät sowie der gesammten Hochschule geleistet hat. Dabei steht noch einmal lebendiger als sonst sein Bild vor unserem Auge, so wie es sich in den Jahren seines kräftigen Wirkens Generationen von Schülern eingeprägt hat, in seiner männlichen Festigkeit, seiner vornehmen Schlichtheit, seiner ungesuchten Würde. In diesem Bild liegt auch für den gegenwärtigen Augenblick die Mahnung, den Sarg des Todten nicht mit dem Flitter eitler Worte zu schmücken, den der Lebende stets gemieden hat, sondern in aller Einfachheit von dem zu reden, was in seiner Person der Wissenschaft und der Kirche geschenkt gewesen ist.

In seiner gemüthvollen Weise hat Luthardt selbst in seinen „Erinnerungen aus vergangenen Tagen“ die geistigen Mächte geschildert, die auf seine jugendliche Entwickelung Einfluß geübt haben: die fränkische Heimat mit der bewegten Mannichfaltigkeit ihres

Lebens und dem Reichthum ihrer geschichtlichen Erinnerungen, und namentlich das Elternhaus, in dem der Geist geordneter Thätigkeit und praktischer Frömmigkeit waltete. Hier ist der Sinn des Knaben schon frühe in die Bahnen gelenkt worden, die der Mann allezeit innegehalten hat. Der Zusammenhang unseres geistigen Lebens mit der Geschichte und die Beziehung der wissenschaftlichen Arbeit auf das thätige Leben sind allezeit Grundzüge seiner Ueberzeugung und seiner Arbeit gewesen. Die Nürnberger Schule, in der, durch tüchtige Lehrer neu erweckt, Melanchthon's Ideal des christlichen Humanismus fortlebte, half diese angeborene Eigenart zur bestimmten Form gestalten. Die Erlanger Hochschule erschloß den Blick in die Schätze der kirchlichen Vergangenheit, wie sie zugleich mit den Mächten der Zeit in lebendige Berührung brachte, einer Zeit, in der Philosophie und Geschichte um die Vorherrschaft stritten und das milde Licht des klassischen Alterthums mit dem Zauberglanz der Romantik sich wundersam vermischte. Hier fand aber der junge Theologe auch den Meister, der ihn mächtig und dauernd in seine Bahnen zog und die Richtung bestimmte, in der die mannichfaltigen Anregungen einer bewegten Zeit geordnet und verwendet werden sollten — Johann Christian Konrad Hofmann. Bei aller Selbständigkeit in den einzelnen Fragen der Wissenschaft hat sich der Entschlafene doch immer als dankbaren Schüler dieses seines Lehrers gewußt und die Geschichte der theologischen Wissenschaft wird ihn einst unter denen zu nennen haben, welche Hofmann's auf Erfahrung und Schrift gegründete Lehre in eine geschichtlich umfassender orientirte kirchliche Theologie umgebildet haben.

In der gesammten Lebensarbeit D. Luthardt's waltet eine große Stetigkeit der Grundrichtung und der erstrebten Ziele, der Widerschein der Geschlossenheit seines Charakters. Frühzeitig seiner besonderen Weise bewußt und seiner ihr entsprechenden Aufgabe gewiß geworden, hat er alles, was diesen nicht gemäß war, mit ruhiger Bestimmtheit abgelehnt. So ist er bei aller Vielseitigkeit der Kenntnißnahme und der Theilnahme doch immer er selbst gewesen und geblieben. Und indem er sich unfruchtbare Seitenwege und Umwege

ersparte, hat er in seinem langen und arbeitsreichen Leben fast alle Pläne seiner Jugend der Reihe nach zur Ausführung gebracht. Es kann nicht dieses Ortes sein, die literarische Thätigkeit des Entschlafenen, die nicht nur die systematische Theologie in allen ihren Zweigen, sondern auch das Gebiet der neutestamentlichen Exegese und der Dogmengeschichte in weitem Umfang in sich schloß, in ihre gesammte Ausdehnung zu verfolgen. Nun, da wir auf diese Arbeit als auf ein Ganzes zurücksehen, tritt uns der einheitliche Sinn entgegen, der sie durchzieht und den Verewigten zu einer scharf umrissenen Charaktergestalt in der Geschichte der Theologie macht.

Drei Züge sind der Art seines Denkens und Arbeitens bemerkenswerth. Zuerst: die Pietät für das geschichtlich Gewordene. Wie es dem Einzelnen gebühre, seine Vorfahren zu achten und sich mit ihren Bestrebungen in innerem Zusammenhang zu erhalten, so war er auch der Meinung, daß die Wissenschaft ihre Vergangenheit in Ehren halten und deren Ertrag bewahren müsse, um ihn erfolgreich zu vermehren. Alles Geschichtslose, Gewaltsame, Revolutionäre in der Wissenschaft wie im Leben, so blendend und geistreich es sich geberden mochte, war ihm verdächtig und antipathisch. Seine eigene Arbeit war er bemüht in ununterbrochener Kontinuität mit der bisherigen Entwickelung zu führen und so das Gewicht einer bewährten und heilsamen Ueberlieferung zu stärken. Deshalb hat er in den systematischen Disziplinen auch deren geschichtlicher Entwickelung besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und die zweckmäßige Verbindung des systematischen und des historischen Gesichtspunktes ist es vorzüglich gewesen, die seinen Lehrbüchern reiche Anerkennung und weite Verbreitung verschafft hat.

Dieser geschichtliche Sinn führte ihn weiter von selbst zur Würdigung der kirchlichen Gemeinschaft und der beharrenden Institutionen, in denen sie ihren geschichtlichen Erwerb aufbewahrt und festhält. Als Luthardt nach vollendetem Studium vor der engeren Berufswahl stand, zog ihn sein Herz gleich stark zum Dienst der Gemeinde wie zur wissenschaftlichen Forschung, und es war vornehmlich der Wunsch und Rath von

Vorgesetzten, der für die letztere den Ausschlag gab. Er hat aber auch als akademischer Lehrer den Dienst der Kirche nicht verlassen. Ihm war die Kirche nicht nur der Boden, in dem alle Theologie wurzelt, sondern auch das Ziel, für das sie arbeitet und in dessen Dienst ihre Leistung sich zu erproben hat. Das hat ihn zu einem kirchlichen Erzieher der theologischen Jugend gemacht, die sich um seinen Unterricht sammelte. Es hat ihn aber auch in den Stand gesetzt, bei den Vertretern der kirchlichen Interessen um Vertrauen zu der gelehrten theologischen Arbeit zu werben. Wie er selbst den Bund von Theologie und Kirche in sich verkörpert und bethätigt hat, davon zeugt unter anderem die Kanzel dieser Paulinerkirche, um die er, ein Meister der gedankenreichen und doch schlichten und männlich ernsten Rede, so oft eine andächtige Gemeinde gesammelt hat.

Aber zur geschichtlichen Pietät und zur kirchlichen Bestimmtheit kam noch ein drittes, ohne das der Entschlafene das nicht gewesen wäre, was er war und nicht gewirkt hätte, was er wirkte: das umfassende humanistische Interesse. Auf der von Melanchthon gegründeten Schule und in der Stadt Albrecht Dürer's hatte er klassische Bildung und deutsche Art und Kunst tief in sein Herz geschlossen. Und was er einmal so erfaßt hatte, davon ließ er nicht wieder. Luther's Glaube und Melanchthon's Humanität galten auch ihm als zusammengehörige Mächte, die nur vereint ihren vollen Segen stiften können. Und ihm selbst, dem der Glaube immer hoch über allem anderen stand, hat doch seine edle Humanität vielfach die Wege gebahnt. Sie hat mit dazu beigetragen, ihn zum anregenden und begeisternden Lehrer der akademischen Jugend zu machen, sie hat seine wissenschaftliche Arbeit vor dem Abwege des Pedantischen bewahrt und ihr einen großen Zug gegeben, sie hat ihn auch zum wirksamen Apologeten des Christenthums für unsere Gebildeten ausgerüstet, der es verstand, vom menschlich Edlen zum Heiligthum der religiösen Wahrheit hinanzuführen.

Aber von diesen einzelnen Seiten seines Wesens kehrt unser dankbarer Blick doch gerne zu dessen eigentlichem Kern zurück, zu der hochgesinnten, lauteren, tapferen Persönlichkeit, als die er jedem entgegentrat, mochte er sich als Freund oder als Gegner mit

ihm berühren. Der Entschlafene, fest gegründet im Glauben, der ihm nicht blos eine Stimmung, sondern ein Ganzes von klar umschriebenen Ueberzeugungen war, konnte in der unbeugsamen Vertretung dieser Ueberzeugung wohl streng und ablehnend, aber er konnte nicht kleinlich und gehässig sein. Er wußte, was er wollte, aber er war gewohnt, sein Wollen einem unverbrüchlichen Sollen zu beugen. Das gab ihm ungesucht eine Herrschaft über andere, eine Führerschaft, die er doch nie in seinem Interesse ausnützte, sondern in den Dienst der Sache stellte, der er sich selbst verpflichtet wußte. Und wenn die schlichte Geradheit seines Wesens ihm etwas kernhaft Deutsches gab, so hat er in seinem langen Leiden es bewährt, daß die tiefste Seele dieser deutschen Treue sein christlicher Glaube gewesen ist.

So hat er Jahrzehnte lang an dieser Hochschule gewirkt und dem Namen ihrer theologischen Fakultät weithin Achtung und Vertrauen erworben. Wir danken ihm dafür von Herzen. Der Palmzweig, der an seinem Sarge niedergelegt worden ist, soll ein schwaches Zeichen dieses Dankes sein. Ihm selbst, der nun von uns hingegangen ist in die obere Welt, können diese vergänglichen Blumen und Kränze nicht mehr viel bedeuten. Der Herr, dem er gedient hat, wird ihm den unvergänglichen Kranz des Lebens und die Palme der Ueberwinder geben. Für uns selbst aber wollen wir die Eindrücke, die wir von ihm empfangen haben, zusammenfassen in die zwei Schriftworte:

„Einen anderen Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“ und: „Darum seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“. Amen.

III. Ansprache von Professor D. Zahn aus Erlangen.

Im Auftrage und im Namen der theologischen Fakultät zu Erlangen lege ich am Sarge Dr. Luthardt's diesen Palmenzweig nieder als geringes Zeichen inniger Theilnahme an dem Lebensausgang dieses Theologen. Von Erlangen ist Luthardt ausgegangen;

dort hat er den Grund seiner theologischen Bildung gelegt; dort hat er seine Laufbahn als akademischer Lehrer begonnen; und als der Mann die Hoffnungen, welche man frühzeitig auf den reichbegabten Jüngling gesetzt, zu erfüllen anfing, hat er von Erlangen den theologischen Doktorhut angenommen. Er hat ihn lange Jahre und alle Zeit in Ehren getragen als ein kraftvoller und wirksamer Lehrer der Theologie, man darf sagen, als ein einflußreicher Kirchenlehrer des 19. Jahrhunderts. Wie Dr. Luthardt bis in seine hohen Jahre in treuer Liebe an den Erinnerungen seiner Jugend, an seiner Heimat und dem Nährboden seines geistigen Lebens festhielt, so wird auch bei uns sein Gedächtniß stets in hohen Ehren bleiben als eines der charaktervollsten Vertreter der Theologie, welche ihre höchste Ehre darin sucht, Gott an seiner Kirche zu dienen.

IV. Ansprache von Prof. Dr. Joh. Kunze.

Mir ist der Auftrag geworden, im Namen der Schüler unserem heimgegangenen Lehrer ein Dankeswort nachzurufen. Da derselbe seit etwa sechs Jahren der öffentlichen Lehrthätigkeit entzogen gewesen ist, so sind bei der Kurzlebigkeit akademischer Generationen unter diesen Schülern keine mehr der jetzt Studirenden. Um so tiefer und bewußter aber erneuert sich heute die Empfindung des Verlustes und der Erinnerung an Herrliches und Bedeutendes, was sie gehört und erlebt haben, bei den zahlreichen älteren Schülern, die D. Luthardt während seines jahrzehntelangen Wirkens an dieser Universität um sich gesammelt und zum großen Theile an sich gefesselt hat. War er doch auch so recht ein Professor, der die Jugend wie für die heiligen Ideale, deren treuer Hüter und beredter Anwalt er war, so auch für sich begeistern mußte. Seine männlich-kraftvolle und edle Erscheinung mit der gewaltigen Stirn, auf der der Widerschein hochfliegender Gedanken und eines mächtigen Willens lag, die tiefe Stimme und die wuchtige, prägnante Redeweise stempelten ihn sofort zu einer in seltenem Maße eindrucksvollen Persönlichkeit. Dazu kam die Eigenart, mit der er als Lehrer sich gab und das Seine darbot. Er pflegte sich nicht lange mit Vorfragen aufzuhalten, sondern ging immer auf die Hauptsache, auf das Zentrum los. Daher war es

auch weniger seine Sache, auf die schwierigen Pfade suchenden und ringenden Forschens zu führen, als Abgeschlossenes, Festes und Fertiges zur Durcharbeitung und Aneignung zu geben. Abhold jedem zersetzenden Subjektivismus wußte und betrachtete er sich als Zeugen und Ausleger der großen, objektiven Autoritäten, denen der Mensch und der Christ zumal sich unterstellt findet. Zugleich ließ ihn seine Hinneigung zum Praktischen in der Theologie nur solches treiben und erstreben, was für das Leben der Kirche und des Christen werthvoll und fruchtbar werden konnte. Wie ihn aber in seiner Wissenschaft die Ethik vor allem anzog und beschäftigte, so war das Eindrucksvollste, das wirklich Ergreifende an ihm selbst der sittliche Adel einer von Natur vornehm angelegten und durch Christi Gnade vollendeten und durchläuterten Persönlichkeit. Man konnte keine Vorlesung bei ihm hören, nicht mit ihm sich unterreden, geschweige denn bei einer Predigt von ihm unter dieser Kanzel sitzen, ohne innerlichst im Gewissen gepackt und aufgerüttelt zu werden. Sein reicher, künstlerisch veranlagter Geist war aufgeschlossen für alles Schöne in der Welt, offen für jede Freude der Jugend; schwungvoll und zündend erging seine Rede beim festlichen Zusammensein; aber in allem war er bestrebt, bei denen, auf die zu wirken sein Beruf war, die Kraft des sittlichen Willens zu stählen und die Herrschaft christlich-sittlicher Anschauungen zu befestigen.

Für manche hatte eine so machtvolle Persönlichkeit, eine solche Herrschernatur etwas Beklemmendes, ja Erdrückendes. Man konnte wohl auch das Gefühl haben, daß einem Manne von so großem Wirkungskreise und so weitgehenden Zielen der Einzelne in der Masse verschwinde. Wem aber das große Glück zu Theil wurde, ihm persönlich näherzutreten, der erfuhr bald, welch liebevollen Verständnisses, welch eingehender Theilnahme der so viel in Anspruch Genommene fähig war, und wie ihn eine reiche, äußere und innere Lebenserfahrung, seine wunderbare Menschenkenntniß und die tiefe, christliche Durchbildung seines Charakters dem Jüngeren in Wahrheit zu einem geistlichen Vater werden ließen. Solch näherer Beziehung zu ihm hatten sich besonders die Mitglieder des Theologischen Studentenvereins zu erfreuen, dessen Präsidium er einst als das

Erbe seines liebsten Freundes Kahnis trotz vorgerückten Alters übernahm und jahrelang bekleidete. In zwiefacher Trauer steht darum diese Gemeinschaft an seinem Sarge.

Aber nicht die Trauer soll hier das letzte Wort haben. Nein, wir wollen vielmehr Gott preisen für alles das, was er an diesem herrlichen Lehrer und durch ihn unserer Universität und ungezählten Einzelnen an wissenschaftlicher Förderung und innerem, bleibendem Gewinn bescheert hat; wir wollen dir, du theurer Entschlafener, ein innig empfundenes: Habe Dank, Dank bis in die Ewigkeit hinaus! nachrufen, in das ein jeder von uns seine besonderen Liebesschulden hineinlegen möge; und wir wollen an deinem Sarge das Gelübde erneuern, zu dem du so oft uns, kräftig und unermüdlich, aufgerufen hast, fest zu stehen im Glauben und treu zu sein in der Arbeit für unsere Kirche und in ihrer Wissenschaft. Dein Gedächtniß bleibt bei uns in Ehren und im Segen, manchem theuer, wie das Gedächtniß seines Vaters. Dir aber lasse dein und unser Herr leuchten das ewige Licht. Amen.

V. Ansprache von Bischof D. v. Schéele aus Schweden.

Aus fernem Norden kommend, aber aus naher Bluts- und Glaubensgemeinschaft bitte ich darum, von den pietätsvollen Gefühlen, von der Trauer der Liebe, von der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die dieser selige Heimgang auch dort in weiten Kreisen hervorrufen mußte, ein schlichtes Zeugniß hier abzulegen.

Nicht nur von Theologen und Geistlichen der schwedischen Kirche ist Luthardt's Name wie kaum ein anderer seit mehreren Jahrzehnten als der des überall anerkannten Bannerträgers des bekenntnißtreuen Lutherthums verehrt und geliebt gewesen, sondern zugleich unter den allgemein gebildeten, religiös-ethisch interessirten Leuten beiderlei Geschlechtes hat Luthardt als Vertheidiger des wahren Christenthums im ganzen Lande einen überaus segensreichen Einfluß geübt. Dazu kommt, daß verhältnißmäßig nicht wenige Schweden, auch der jetzt Redende, tiefe Eindrücke von seiner innig christlichen Persönlichkeit empfangen haben. Und so thue ich einem herzlichen Bedürfniß, sowie einem einfachen Pflichtgefühl Genüge, wenn ich im

Namen des evangelisch-lutherischen Schwedens diese anspruchslose Blume als Zeichen des liebenden Dankes am Sarge niederlege. Der beste Dank wird doch stets für jedermann der bleiben, sein herrliches Lebenswerk durch Gottes Gnade nach Kräften zu vollführen. Gott sei Ehre für alles Gute, das wir für Zeit und Ewigkeit durch den Entschlafenen überkommen haben! Gesegnet sei sein Andenken nun und immerdar!

Druck von Ackermann & Glaser in Leipzig.


3 2044 029 902 780





DATE DUE




3 2044 029 902 780



